

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

ZIONISMUS UND NATURWISSENSCHAFT

Beiträge von Kärin Nickelsen,
Dana von Suffrin, Derek J. Penslar,
Ute Deichmann, Anthony S. Travis,
Sarah Oren, Yulia Egorova und
Dieter Langewiesche

Jg. 8 / Heft 1 • 2014



Dieses Heft wurde gefördert von der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern

Herausgeber: Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur, Michael Brenner.

Gastherausgeber: Kärin Nickelsen und Dana von Suffrin

Beirat: Martin Baumeister, Rom – Menahem Ben-Sasson, Jerusalem – Richard I. Cohen, Jerusalem – John M. Efron, Berkeley –

Jens Malte Fischer, München – Benny Morris, Beer Sheva –

Hans-Georg von Mutius, München – Ada Rapoport-Albert,

London – David B. Ruderman, Philadelphia – Martin Schulze Wessel,

München – Avinoam Shalem, München – Wolfram Siemann,

München – Norman Stillman, Oklahoma – Yfaat Weiss, Jerusalem –

Stephen J. Whitfield, Brandeis.

Redaktion: Johannes Börmann, Hiltrud Häntzschel, Heike Koch, Philipp Lenhard (verantwortlich), Alan E. Steinweis, Ernst-Peter Wieckenberg, Mirjam Zadoff, Noam Zadoff.

Anschrift: Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

e-mail: juedische.geschichte@lrz.uni-muenchen.de

Erscheinungsweise: Jährlich zwei Hefte.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift wird gegen eine Schutzgebühr von 7,50 € je Einzelheft, von 14 € im Jahresabonnement, zzgl. Porto abgegeben. Bestellungen werden an die Abteilung erbeten.

Manuskripte: Die Redaktion haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte. Das Formblatt für die Zeitschrift steht als pdf-Datei auf der Homepage des Lehrstuhls unter dem Stichwort „Manuskriptgestaltung“ zum Herunterladen bereit.

Umschlag Bildnachweis: Central Zionist Archives, Jerusalem

© Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Producing, Gestaltung und Satz: mazzetti&mazzetti GmbH, München
Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Umschlaggestaltung: Peter Mazzetti

Das Signet ist der Buchstabe Lamed aus der Schrift Frank-Rühl-Hebräisch von Rafael Frank (1908). Mit diesem Buchstaben beginnt das hebräische Wort Limud, das „Lehre“ und „Lernen“ bedeutet.

ISSN 1864-385X

INHALT

Michael Brenner Vorwort 4

ZIONISMUS UND WISSENSCHAFT

Kärin Nickelsen/Dana von Suffrin Einleitung 7

Derek J. Penslar Technisches Wissen und
der Aufbau des Staates Israel 11

Ute Deichmann/Anthony S. Travis Transfer von
Traditionen: Deutsche Chemiker in Palästina 1924–1939 28

Kärin Nickelsen/Dana von Suffrin Die Pflanzen,
der Zionismus und die Politik: Aaron Aaronsohn auf
der Suche nach dem Urweizen 48

Sarah Oren Botanik im Dienste der Nation 66

Yulia Egorova Judentum und Genetik. Anmerkungen
aus sozialwissenschaftlicher Perspektive 83

JUBILÄUMSVORTRAG

anlässlich des 15jährigen Bestehens des Lehrstuhls
für Jüdische Geschichte und Kultur

Dieter Langewiesche Zur Verbindung von
jüdischer und allgemeiner Geschichte 95

TAGUNGS- UND EXKURSIONSBERICHTE

Sophia Schmitt und Johannes Börmann Exkursion des
Studierendennetzwerks nach Augsburg 101

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern und Absolventen 103

Veranstaltungen 105

Neues vom Freundeskreis des Lehrstuhls 109

Die Autoren 111

Übersicht über die Themenschwerpunkte
der bislang erschienenen Hefte 118

Michael Brenner

Vorwort

Die Naturwissenschaften spielen in der jüdischen Geschichte nicht erst seit der Moderne eine wichtige Rolle, doch mit dem Eintritt ins zwanzigste Jahrhundert nehmen sie einen besonders prominenten Platz ein. Namen wie Albert Einstein, Alfred Pringsheim und Richard Willstätter waren auch mit München verbunden. Bereits vor 1933 verspürten sie den neuen antisemitischen Geist. Der Chemiker Willstätter legte aus Protest gegen die antisemitische Berufungspolitik der Münchner Universität 1925 seine Professur nieder, der Mathematiker (und Schwiegervater Thomas Manns) Pringsheim hatte zwar wenig mit der jüdischen Gemeinschaft zu tun, wurde aber doch von außen oft als Jude wahrgenommen, und Albert Einstein wurde von dem Heidelberger Physiker (und Nobelpreisträger) Philipp Lenard lange vor 1933 beschuldigt, „Jüdische Physik“ zu betreiben. Einstein wusste nur allzu gut: „Sollten sich meine Theorien als richtig erweisen, bin ich für die Franzosen ein Europäer und für die Deutschen ein Deutscher, sollten sie sich aber als falsch herausstellen, dann bin ich für die Franzosen ein Deutscher und für die Deutschen ein Jude.“¹

Als Hitler zum Reichskanzler gewählt wurde, hielt Einstein sich im Ausland auf und kehrte nie wieder nach Deutschland zurück. Der Bayerischen Akademie der Wissenschaften teilte er am 21. April 1933 mit, er wolle nicht mehr deren korrespondierendes Mitglied bleiben: „Die deutschen gelehrten Gesellschaften haben aber – soviel mir bekannt ist – es schweigend hingenommen, daß ein nicht unerheblicher Teil der deutschen Gelehrten und Studenten sowie der auf Grund einer akademischen Ausbildung Berufstätigen ihrer Arbeitsmöglichkeit und ihres Lebensunterhaltes in Deutschland beraubt wird. Einer Gesellschaft, die – wenn auch unter äußerem Druck – eine solche Haltung einnimmt, möchte ich nicht angehören.“² In Göttingen soll der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung

¹ Das Zitat taucht in verschiedenen Versionen auf, siehe z.B.: Ralph Jessen, Jakob Vogel (Hg.): *Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte*. Frankfurt am Main 2002, S. 7.

² *Akademie aktuell* 1 (2005), S. 6.

und Volksbildung 1934 vom Leiter des Mathematischen Instituts auf seine Frage, ob die Entlassung der jüdischen Mitarbeiter dem Institut geschadet habe, die Antwort erhalten haben: „Das Institut? Das gibt es doch gar nicht mehr!“³

Juden blieben auch nach 1933 prominent in den Naturwissenschaften vertreten, wenn auch nicht mehr in Deutschland. Obwohl Juden weniger als ein Prozent der Weltbevölkerung ausmachten und ausmachen, erhielten jüdische Wissenschaftler 20% der Nobelpreise in der Chemie, 26% in der Physik und 28% in der Medizin. Dies bedeutet nicht, dass Juden klüger oder naturwissenschaftlich begabter sind als andere. Es weist aber daraufhin, dass Juden sich traditionell aus bestimmten Berufsgruppen ausgeschlossen fühlten und sich anderen zuwandten. Es zeigt auch, dass das Jahrhunderte alte Ideal der Bildung im Judentum in der Moderne säkularisiert und in neue Bereiche überführt wurde.

Für den Zionismus waren die Naturwissenschaften von Anfang an von großer Bedeutung, wie die Gastherausgeberinnen dieser Zeitschrift, Kärin Nickelsen und Dana von Suffrin, in der Einleitung zu diesem Heft aufzeigen. Die Beiträge dieses Bandes legen dies auf den verschiedensten Gebieten dar. Für die Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur ist die Zusammenarbeit mit der Abteilung für Wissenschaftsgeschichte, die von Professor Nickelsen geleitet wird, ein Glücksfall. Mit Dana von Suffrin arbeitet eine gemeinsame Doktorandin an einem wegweisenden Forschungsprojekt an der Schnittstelle zwischen den Arbeitsgebieten beider Abteilungen. Wir hoffen, weitere Projekte zur Thematik Jüdische Kultur und Wissenschaftsgeschichte auf den Weg zu bringen. Ich möchte mich an dieser Stelle für das erweiterte Lektorat der Beiträge bei Kärin Nickelsen, Dana von Suffrin und Catharina Schürch herzlich bedanken.

Das Sommersemester 2014 ist auch in anderer Hinsicht für den Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur von Bedeutung. Das neue Israel Institute mit Sitz in Washington hat neben den Universitäten Cambridge und Pennsylvania die LMU als weltweit dritte Forschungseinrichtung mit einer Gastprofessur auf dem Gebiet der Israel-Studien bedacht. Die erste Gastprofessorin für Israel-Studien ist mit Prof. Anita Shapira

³ David Nachmansohn, Roswitha Schmidt: Die große Ära der Wissenschaft in Deutschland 1900–1933. Stuttgart 1988, S. 55



eine der renommiertesten israelischen Historikerinnen, die vor kurzem ein Standardwerk zur Geschichte Israels vorgelegt hat. Wir freuen uns über diese neue Zusammenarbeit und sehen sie als Beginn eines verstärkten Forschungs- und Lehrprogramms zur Geschichte und Kultur Israels.

Kärin Nickelsen und Dana von Suffrin

Einleitung

„Als Zionist bin ich der Ansicht, dass wir die wissenschaftliche Erforschung Palestinas nicht aus [sic] Haenden geben duerfen. Fuer uns ist es eine nationale Ehrensache, dass wir es sind, die das Land in allen Gebieten erforschen, dass wir einen Fleck Erde haben, wo eine vielverzweigte juedische Wissenschaft aufgebaut und der Welt vor Augen demonstriert wird.“ (Jitzchak Wilkansky an Dr. Chaim Weizmann, 9. Mai 1927, CZA, A 12/145)

Wissenschaft spielte im Zionismus eine bedeutende Rolle. Davon zeugt etwa das einleitende Zitat, das aus einem Schreiben des Agronomen Jitzchak Wilkansky (später Volcani) an Chaim Weizmann stammt. Auch biographisch finden sich enge Verflechtungen beider Bereiche: In diesem Fall schreibt ein Agronom über die „nationale Ehrensache“, als die er eine „juedische Wissenschaft“ begreift – der Empfänger ist Chemiker, Zionistenführer und späterer Staatspräsident Israels. Die Beobachtung solcher Verschränkungen gab Anlass zu dem vorliegenden Band der Münchner Beiträge, der an der Schnittstelle der Jüdischen Geschichte zur Wissenschaftsgeschichte operiert: es geht um die Handlungsspielräume, das Entwicklungspotential und die Rolle von Naturwissenschaft im Zionismus, in erster Linie in seiner Ausprägung im ideologischen und politischen Spannungsfeld des Jischuv, der vorstaatlichen jüdischen Ansiedlung in Palästina.

Gerade die Naturwissenschaften gelten gemeinhin als politisch inert und ideologisch unverdächtig. Doch stehen sie bei näherer Betrachtung in vielfachen, historisch kontingenten Wechselbezügen zum soziokulturellen Umfeld und damit auch zur Politik. An verschiedenen Beispielen hat die neuere Wissenschaftsgeschichte gezeigt, dass wissenschaftliche Akteure stets kontextgebunden agieren, ungeachtet anderslautender Selbstaussagen. Nur selten lässt sich dabei geeignet davon sprechen, die Wissenschaft habe sich der Politik „angedient“ oder die Politik habe die Wissenschaft „instrumentalisiert“. Vielmehr sind beide Bereiche im Sinne des Wissenschaftshistorikers Mitchell Ash als Ressourcen füreinander zu betrach-

ten, die zudem beide stets im Wandel sind, kontinuierlich neu diskutiert und umdefiniert werden. Die Untersuchung dieser Wechselbeziehungen ist im Zionismus besonders aufschlussreich: Wissenschaft ist für jede Art von Kolonisationsprojekt unentbehrlich – und jedes Kolonisationsprojekt birgt die Chance wissenschaftlicher Profilierung durch Entdeckungen und Erfindungen oder durch die erfolgreiche Institutionalisierung eigener struktureller und inhaltlicher Präferenzen. Palästina gilt zu Beginn des 20. Jahrhunderts als terra incognita; die zionistischen Akteure stehen vor völlig neuen Herausforderungen, und eine Infrastruktur, die diesen Namen verdient hätte, gibt es lange Zeit nicht. Darüber hinaus präsentierte sich gerade die frühe zionistische Elite als zutiefst wissenschaftsaffin: Wissenschaft und Technik galten ihr als wesentliche Pfeiler ihres Projektes.

In den Beiträgen, die wir in diesem Band gesammelt haben, stehen deshalb zwei Aspekte im Vordergrund: Zum einen geht es um das Verhältnis von Wissenschaft und Ideologie oder Politik: Wie wird wissenschaftliche Forschung von politischen Rahmenbedingungen beeinflusst – und umgekehrt? Kann Wissenschaft fehlende politische oder militärische Macht kompensieren, indem sie etwa territoriale Besitzansprüche legitimiert? Ein häufig wiederkehrendes Argument in den Schriften zionistischer Wissenschaftler (sowie anderer Akteure im kolonialen Kontext) lautet, dass die Erforschung eines Landes, seiner Geographie, seiner Flora und Fauna sowie seiner Ressourcen, einen Anspruch auf eben dieses Land begründet. Andererseits ist zu fragen, in welchem Maße umgekehrt die Wissenschaft durch ihre Nähe zu ideologischen und politischen Interessen und ungeachtet inhaltlicher Schwäche an Legitimation gewinnt – beispielsweise, indem sie genetische Testverfahren bereitstellt, um jüdische Identität „nachzuweisen“.

Zum anderen sind die Themen Wissensfluss und Wissenstransfer in diesem Band sehr wichtig. Prozesse des Wissenstransfers über geographische und kulturelle Distanzen werden derzeit in der Wissenschaftsgeschichte breit diskutiert. Dass solche Transfers nicht einseitig verlaufen, dass zudem die transferierten Wissensbestände selten unverändert bleiben, sondern auf kreative Weise appropriiert werden: All das wurde mit Rückgriff auf die Ansätze der post-kolonialen Historiographie an zahlreichen Beispielen untersucht – noch kaum allerdings mit Blick auf Palästina/Israel. Dabei scheint dieses Beispiel besonders interessant: Die beteiligten Akteure vertreten

divergierende Wissenschaftsideale, sie kommen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Traditionen und Kulturen und versuchen auf je eigene Art und Weise, ihre wissenschaftliche Arbeit mit einer ideologischen Agenda zu verflechten. Wie verläuft unter diesen Umständen der Transfer von nicht nur einzelnen Inhalten, Materialien oder Praktiken, sondern ganzen wissenschaftlichen Disziplinen, wie etwa der Botanik oder Chemie? Wo liegen Reibungspunkte und welche Lösungen findet man? Diese Aushandlungsprozesse werden im vorliegenden Band thematisiert.

Derek Penslars Aufsatz über die Rolle technischer Experten beim Aufbau des israelischen Staates zeichnet die Einflüsse einer Gruppe renommierter deutscher Wissenschaftler nach und bettet sie in ihren historischen Kontext ein. Vor dem Hintergrund des technophilen 19. Jahrhunderts arbeitet Penslar heraus, wie Technologie in der zionistischen Bewegung sowohl ideologischen als auch praktischen Zwecken diene. Die zionistische Bewegung erkannte die Bedeutung von Expertentum – die politische Beteiligung der Experten war allerdings umstritten, wie Penslar zeigt.

Der Beitrag von Ute Deichmann und Anthony Travis widmet sich einer spezifischen Disziplin im Jischuv: Es geht um die Chemie, die schon 1925 an der neu gegründeten Hebräischen Universität vertreten war. Deichmann und Travis verfolgen den Einfluss verschiedener Gruppen von Chemikern, Zionisten und Flüchtlingen aus Nazideutschland auf den Institutionalisierungsprozess in den Jahren bis 1939. Der Blick hinter die Kulissen zeigt, wie in diesem Fall der Transfer deutscher Forschungsstrukturen und persönlicher (idiosynkratischer) Vorlieben zu einem negativen „Gründereffekt“ führte. Dieser zog erhebliche Konflikte nach sich und wurde erst durch die nächste Führungsgeneration jüngerer (ebenfalls deutschstämmiger) Chemiker revidiert.

Unser eigener Beitrag – Dana von Suffrin und Karin Nickelsen – beschäftigt sich mit Aaron Ahronsohn, einem jüdisch-palästinensischen Agronomen und Botaniker, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts den vermeintlichen „Urweizen“ entdeckte, d.h. den wilden Ur-Ahn des Weizens. Dieser Entdeckung wurde immense Bedeutung zugemessen: nicht nur mit Blick auf den praktischen Nutzen für die jüdische Besiedlung Palästinas (weil der Urweizen als besonders widerstandsfähig galt), sondern auch mit Blick auf eine zeitgenössische ideologische Debatte, in der auf den Urweizen verwiesen wur-

de, um den jüdischen Siedlungsanspruch in Palästina wissenschaftlich zu legitimieren.

Sarah Orens Beitrag behandelt ebenfalls ein Stück Botanikgeschichte in Palästina. Anhand der Entstehung der biblischen Gartenanlage Neot Kedumim erzählt sie die Geschichte des ukrainischstämmigen Ehepaares ha-Reuveni, das während der Zweiten Alija nach Palästina kam. Sie machten es sich zur Aufgabe, Zionismus, jüdische Religion und Tradition sowie Pädagogik zu verbinden – dabei spielten, wie in vielen Nationalismen, Natur- und Pflanzendiskurse eine wichtige Rolle. Das Lebenswerk der ha-Reuvenis, Jahre nach dem Tod des Ehepaares endlich vollendet, kann noch heute in der Nähe von Modi'in besichtigt werden.

Mit Yulia Egorovas Aufsatz schließlich springen wir vom Aufbau der jüdischen Nation zu den Auseinandersetzungen über jüdische Identität zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Mit den neuen, im späten 20. Jahrhundert entwickelten genetischen Testverfahren gewinnt die Auseinandersetzung darüber, ob das Judentum eine Religion sei oder eine ethnische Gemeinschaft, eine ganz neue Dimension. Während die Wissenschaft selbst bestreitet, dass ihre Testverfahren klare Auskünfte darüber erteilen, wer „jüdisch“ ist, gibt es Bestrebungen z.B. von neu gegründeten jüdischen Gemeinden in Indien, auf diesem Wege ihre jüdische Abstammung und Identität nachzuweisen. Das auf den ersten Blick neutrale, naturwissenschaftliche Verfahren birgt erhebliches Potential, zum Spielball ideologischer und politischer Interessen zu werden.

Derek J. Penslar

Technisches Wissen und der Aufbau des Staates Israel

Die zionistische Bewegung schätzte technisches Fachwissen als wesentliches Hilfsmittel für den Aufbau eines jüdischen Heimatlandes. Dennoch bestand in den Jahrzehnten vor der Gründung des Staates Israel innerhalb der zionistischen Bewegung Uneinigkeit darüber, welche Rolle technische Experten in der zionistischen Führung spielen sollten. Nach der vorherrschenden Meinung, wie sie etwa von Mitgliedern der jüdischen Arbeiterbewegung im britischen Mandatsgebiet Palästina (im sogenannten *Jischuv*) vertreten wurde, sollte den Fachleuten nur die Rolle von Beratern der politischen Führung zugestanden werden. Eine Minderheit, die eng mit dem amerikanischen Zionistenführer Louis Brandeis verbunden war, plädierte jedoch dafür, die Errichtung der jüdischen Heimstätte gut ausgebildeten Managern und Technikern anzuvertrauen, da diese gegen Beeinflussung durch politische Ideologien oder Interessen gefeit seien.

Die intellektuellen Wurzeln der erstgenannten Auffassung lagen in der Politischen Ökonomie der Jahrhundertwende, welche Wissenschaft als unentbehrliches Hilfsmittel staatlicher Macht betrachtete. Die meisten führenden Persönlichkeiten der Zionistischen Organisation (ZO) nach dem Ersten Weltkrieg verstanden ihre Organisation als eine Regierung, deren Aufgabe es sei, die Errichtung der nationalen Heimstatt in Palästina voranzubringen und gegebenenfalls zu finanzieren. Die Leiter der zionistischen Siedlungsgesellschaften sahen den landwirtschaftlichen Sektor als Rückgrat der künftigen jüdischen Nationalökonomie und gingen davon aus, dass dessen Entfaltung mehr finanzielle und technische Unterstützung aus öffentlichen Mitteln beanspruchen würde als der städtebauliche oder der industrielle Sektor. Junge Pioniere aus dem osteuropäischen Arbeitermilieu waren die größten Nutznießer der Unterstützung durch die ZO. Sie teilten zwar mit der ZO die hohe Wertschätzung technischen Wissens, hegten aber zugleich ein tiefes Misstrauen gegenüber den technischen Facharbeitern, die sie verdächtigten, diktatorisch herrschen und die

Handlungsfreiheit der einfachen Arbeiter einschränken zu wollen. In den Augen der Arbeiterpioniere sollten die technischen Experten nicht die Führung übernehmen, sondern den Arbeitern notwendige Ressourcen und Kenntnisse zugänglich machen, damit diese sie dann nach eigenem Ermessen einsetzen konnten. Führende Persönlichkeiten in den Siedlungsprojekten der ZO akzeptierten die untergeordnete Stellung der technischen Experten und zogen diese heran mit dem Auftrag, der Arbeiterbewegung Orientierung zu bieten, sie aber nicht beim Aufbau der genossenschaftlichen Agrarsiedlungen, die zwar aus öffentlichen Mitteln finanziert, aber autonom verwaltet wurden, zu leiten.

Das anti-professionelle, autodidaktische, zugleich aber politisierte Technikverständnis der zionistischen Arbeiterbewegung war sowohl im *Jischuv* als auch in der ZO fortwährend Gegenstand von Kritik. Die zionistische Bewegung hatte von Anfang an eine andere Auffassung von Technologie vertreten, die eher betriebswirtschaftlich als politökonomisch geprägt war und sich mehr am Modell eines Unternehmens als am Staat orientierte. Diese Auffassung war vor allem in den 1920er Jahren sehr populär, und für kurze Zeit gewannen ihre Vertreter erheblichen Einfluss auf die Siedlungsprojekte der ZO. Im Zuge der Unruhen in den Jahren 1929–39 wurden Politik und Ökonomie jedoch wieder eng miteinander verschmolzen. Technisches Fachwissen wurde im Zuge dessen erneut in den Dienst der politischen und militärischen Führung des *Jischuv* gestellt.

Sowohl in der politökonomischen als auch in der betriebswirtschaftlichen Auffassung zionistischer Kolonisierung verstand man unter „technischem Fachwissen“ Führungs- und Verwaltungsqualitäten, gepaart mit der Fähigkeit zur Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Das ganze 20. Jahrhundert hindurch galt es als ausgemacht, dass Verwaltung und Wissenschaft symbiotisch miteinander verbunden seien; Experten aus der Industrie sollten Technologien entwickeln, die dann Experten der Politik- und Verwaltungswissenschaft implementierten. Daher bezieht sich der Begriff „technisches Fachwissen“ in diesem Aufsatz auf alle Formen zweckrationalen Verhaltens, die auf Spezialwissen beruhen.

Wissenschaft, Technik und Zionismus

Das Europa des 19. Jahrhunderts war in hohem Maße technophil: Alles wurde überstrahlt von der optimistischen Vor-

stellung, die Menschheit wäre unbegrenzt in der Lage, ihre Umwelt zum Wohle aller zu gestalten. Allerdings waren die Auswirkungen dieses europäischen Technikethos auf die jüdischen Befindlichkeiten eher begrenzt. Zwar berichtete die jüdische Presse ausführlich über wissenschaftliche Innovationen, aber diese Berichte waren von dem allgemeinen Bestreben getragen, Aufklärung und emanzipatorische Ideen zu verbreiten. Selbst in den relativ offenen westeuropäischen Gesellschaften war die Medizin die einzige anwendungsbezogene Wissenschaft, in der Juden stark vertreten waren. Es gab zwar durchaus einige jüdische Vorreiter in der elektrochemischen Industrie Europas (darunter Emil Rathenau, der Begründer der AEG in Deutschland, und der Glühbirnenfabrikant und Zionistenführer Johann Kremenetzky in Österreich), russische Juden studierten an führenden technischen Hochschulen in Mitteleuropa und eine gewisse Anzahl berühmter jüdischer Mathematiker, Chemiker und Physiker war an deutschen Universitäten beschäftigt. Diese Gruppe umfasste allerdings eine verschwindend kleine Minderheit der Juden. Und was noch schwerer wiegt: Sie übernahmen keine Führungsrolle innerhalb der jüdischen Gemeinschaft. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an bis zum Ersten Weltkrieg bestand die jüdische Führungsschicht in erster Linie aus Geschäftsleuten, zu ihnen gesellten sich im Lauf der Jahre zunehmend auch Mediziner und Juristen.

Diese Führungskräfte erkannten die Wichtigkeit von organisatorischem und wirtschaftlichem Fachwissen für die Entwicklung umfassender Maßnahmen zur Bekämpfung jüdischer Armut und Landstreicherei. Solche Probleme hatte es in der jüdischen Gesellschaft schon immer gegeben, aber durch die massenhafte Abwanderung von verarmten Ostjuden nach Westeuropa seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hatten sie sich verschärft. Nach 1914 wurde die jüdische Sozialpolitik erheblich ausgeweitet und im Zuge dieser Entwicklung merklich professionalisiert. So versuchte das *American Jewish Joint Distribution Committee* während des Ersten Weltkriegs, die Not der schwer heimgesuchten jüdischen Gemeinden in Osteuropa zu lindern, und unterstützte nach dem Waffenstillstand deren Wiederaufbau. Offiziellen Angaben des *Committee* zufolge geschah dies durch den Einsatz „fähiger Sozialarbeiter“ – *“a group of efficient social engineers, experts in welfare work and relief, men and women trained in medical sanitation, migration, child care, cultural and economic*

affairs“.¹ In Russland unternahm die *American Jewish Joint Agricultural Corporation* (kurz *Agro-Joint* genannt) zusammen mit der *Jewish Colonization Association* (JCA), die ihren Sitz in London hatte, erhebliche Anstrengungen, aus sozial deklarierten russischen Juden respektable Bauern zu machen, indem sie einen ganzen Stab von landwirtschaftlichen Fachkräften und Maschinenbauern unterhielt.

In ähnlicher Weise förderten nicht-zionistische philanthropische Einrichtungen die technische Entwicklung im zunächst unter osmanischer, dann unter britischer Herrschaft stehenden Palästina. Die *Alliance Israélite Universelle*, die 1870 die landwirtschaftliche Schule Mikve Israel in der Nähe von Jaffa gegründet hatte, war die erste Organisation, die ausgebildete Agronomen in der jüdischen Landwirtschaft einsetzte. Das Siedlungsprojekt des Baron Edmond de Rothschild, das 1900 der JCA anvertraut worden war und 1924 der unabhängigen *Palestine Jewish Colonization Association* (PICA) übertragen wurde, investierte gewaltige Summen in landwirtschaftliche Technologie und brachte eine große Anzahl landwirtschaftlicher und technisch ausgebildeter Fachleute ins Land. Bei diesen Unternehmen, die von reichen jüdischen Finanziers und Verwaltungsfachleuten geleitet wurden, spielten wissenschaftliche Experten als Führungskräfte nur eine untergeordnete Rolle. Die wohlthätigen Einrichtungen schätzten das Fachwissen um seines praktischen Nutzens willen und gründeten darauf weder ihre Autorität, noch empfangen sie daraus die Inspiration für eine große gesellschaftliche Vision.

Im Gegensatz dazu diente die Technologie in der zionistischen Bewegung sowohl ideologischen als auch praktischen Zwecken. Die zionistische Ideologie war in hohem Maße utopisch geprägt. Von den saint-simonistischen Manifesten, worin die transformative Macht von Wissenschaft und Technik verkündet wurde, bis zu den phantastischen Zukunftsromanen des *fin de siècle* vertraten die utopischen Richtungen des 19. Jahrhunderts die liberale Auffassung, nach der der Mensch Subjekt und Objekt von Verbesserungen sein könne. Die Wunderwerke der modernen Wissenschaft sind in zionistischen Entwürfen stets präsent, nicht nur in Theodor Herzls bekanntem utopischen Roman *Altneuland*, sondern auch in anderen

¹ *Thirty Years. The Story of the Jewish Distribution Committee*. New York 1945, S. 14.

literarischen Schöpfungen zionistischer Phantasie, die bis in die 1880er Jahre zurückreichen. In diesen Phantasien verband sich die Verehrung von Technologie (im engeren Sinne) als angewandter Naturwissenschaft und industriellem Wissen mit einer Aufwertung der Technologie (im weiteren Sinne) als Gesellschaftsplanung. Im Falle Herzls ging die Begeisterung für Sozialtechniken der Faszination für die angewandte Naturwissenschaft voraus: Seine programmatische Schrift *Der Judenstaat*, der Entwurf einer sorgfältig durchorganisierten Massenkolonisierung Palästinas, schrieb er etliche Jahre vor dem technophil geprägten Roman *Altneuland*.

Die zionistische Bewegung war politisch ausgerichtet, und sie teilte die vom 19. Jahrhundert bis heute reichende Überzeugung, dass die Wissenschaft ein wesentliches Hilfsmittel bei der Umsetzung staatlicher Macht ist. Der politische Zionismus war ein Kind des imperialistischen Zeitalters; einer Epoche also, die nicht nur durch die europäische Eroberung weiter Teile der Welt geprägt war, sondern auch als eine Zeit rasanten technologischen Wandels bekannt ist, der die Expansion und die gewaltige Steigerung der Produktivkräfte der europäischen Nationalökonomien erst ermöglichte. Für Herzl war das Schicksal des Zionismus nicht nur deshalb mit der Wissenschaft verbunden, weil die ZO bei der Besiedlung Palästinas mit enormen technischen Herausforderungen konfrontiert wurde, sondern auch weil sie mit einem zutiefst politischen Unternehmen befasst war. Herzls Sicht stieß sogar bei vielen seiner Gegner im Lager der sogenannten „praktischen“ Zionisten auf Zustimmung, die eigentlich für die sofortige Aufnahme der Besiedlung plädierten. Otto Warburg, einer der herausragenden Vertreter dieses praktischen Zionismus, war Professor für Botanik und wissenschaftlicher Berater für die deutschen Kolonien. 1903, im Jahr vor Herzls Tod, und darüber hinaus noch drei weitere Jahre, betrieb Warburg mit einer Gruppe von Unterstützern die wissenschaftliche Erschließung Palästinas und betonte in vielen Veröffentlichungen die Parallelen zwischen dem Zionismus und den europäischen imperialistischen Unternehmungen im Nahen Osten.

Im ersten Jahrzehnt der Siedlungstätigkeit der ZO (1908–1918) machten die führungspolitische Ineffizienz in Europa und ein Machtvakuum im *Jischuv* es möglich, dass Arthur Ruppin, ein technischer Experte im weiten, gesellschaftspolitischen Sinne, die führende Figur in der Siedlungspolitik wurde. Als politischer Ökonom brachte Ruppin die etatistische und

agrarisches Ausrichtung der deutschen Wirtschaftspolitik des *fin de siècle* in die zionistische Bewegung ein. Unter seiner Ägide entwickelte sich die von öffentlichen Einrichtungen finanzierte zionistische Siedlungsarbeit, und die Arbeiterpioniere im *Jischuv* wurden eng an die ZO gebunden. Doch Ruppins Machtposition war nur von kurzer Dauer: Während des Ersten Weltkriegs bildeten sich sowohl in der ZO als auch im *Jischuv* einflussreiche politische Eliten heraus, die im Zeitraum nach der Balfour-Erklärung komplexe, gleichzeitig symbiotische und antagonistische Beziehungen zu den Technokraten des Zionismus aufbauten.

Zionistische Arbeiterbewegung und Technik in Palästina, 1918–1936

Während der Mandatszeit waren Technokraten zwar nicht die führenden Kräfte in der ZO oder im *Jischuv*, aber ihre Macht war deutlich zu spüren. Zionistenführer ließen sich von Experten beraten und legitimierten strategische Entscheidungen unter Verweis auf den Standpunkt der Fachleute. Jede rivalisierende zionistische Führungsgruppe hielt ihren jeweils eigenen Stab von Experten, die jeweils die Vorzüge der einen Siedlungspolitik in Palästina gegenüber allen anderen betonten. Besonders nachdrücklichen Anspruch auf die politische Führung erhob die Arbeiterbewegung aus dem *Jischuv*, deren technische Experten ein überzeugendes und letzten Endes erfolgreiches technisches Ethos entwickelten. Es ist erstaunlich, dass ein so kleiner Sektor der jüdischen Siedler in Palästina wie die Arbeiterbewegung, die über keinen nennenswerten finanziellen Rückhalt im Ausland verfügte, während der 1920er Jahre in einer internationalen jüdischen Vereinigung, die von Juden aus der Mittelklasse geleitet und weitgehend finanziert wurde, so erheblichen Einfluss ausübte. Insbesondere Arthur Ruppin, der seit seiner Übersiedlung nach Palästina mit den Bestrebungen der dortigen Arbeiterschaft sympathisierte und deren Versuche zu kollektiver Siedlungstätigkeit unterstützte, verschaffte der Arbeiterbewegung Zugang zur Macht. Agronomen mit Neigungen zur Arbeiterpartei wie Jizchak Wilkansky von *ha-Poel ha-zair* („der junge Arbeiter“) und Akiva Ettinger von *Achdut ha-Avoda* („vereinigte Arbeit“), Schlüsselfiguren bei der Siedlungsplanung in den 1920er Jahren, waren vor dem Ersten Weltkrieg von Ruppin für die ZO gewonnen worden.

Im Laufe der 1920er Jahre ging Ruppins Einfluss zurück. Die Arbeiterschaft brachte ihre eigenen Fachkräfte hervor, die zuweilen gemeinsam mit Ruppin, zuweilen hinter seinem Rücken die Ansiedlung von Arbeitern (*Hitjaschvut ovedet*) zu fördern suchten. Vom Ende des Ersten Weltkriegs an bis 1924, während die „dritte Welle“ jüdischer Einwanderer ins Land strömte, leitete Ettinger die Abteilung für Landwirtschaft, und damit die wichtigste Abteilung innerhalb des zionistischen Siedlungswerks. Als die ZO-Exekutive in Palästina 1921 ein Koordinationsgremium einrichtete, das so genannte Landwirtschaftliche Komitee (*Vaad chakla'i*), waren darin fünf von sieben Mitgliedern mit der Arbeiterbewegung liiert oder unterstützten deren Bestrebungen und Methoden. Zwischen 1924 und 1927, dem Zeitraum der „vierten Einwanderungswelle“, übernahm der Ingenieur Schlomo Kaplansky, eine führende Persönlichkeit von *Achdut ha-Avoda* und der internationalen Vereinigung der *Poale Zion* („Arbeiter von Zion“), die Leitung der Siedlungsabteilung.

Wie ist die dominierende Rolle der zionistischen Arbeiterbewegung in den für die Besiedlung des Landes zuständigen Einrichtungen der ZO zu erklären? Zunächst ließen sich dafür rein pragmatische Gründe anführen: Der *Jischuv* war auf den landwirtschaftlichen Sektor angewiesen, die Arbeiterbewegung war die einzige Quelle für Arbeitskräfte in der Landwirtschaft, und die ihr nahestehenden Fachleute verfügten über die dringend notwendigen landwirtschaftlichen Kenntnisse. Aber *Hitjaschvut ovedet* war keineswegs das einzige mögliche Modell für die Besiedlung des Landes, und die Fachleute der zionistischen Arbeiterbewegung waren nicht die einzigen Experten, die der Zionistischen Organisation zur Verfügung standen. Die Antwort auf unsere Frage dürfte daher teilweise auch in der Dynamik und Tatkraft der Aktivisten der Arbeiterbewegung zu finden sein. Außerdem verfügte die bürgerliche Führung der ZO über genügend gemeinsame ideologische Grundlagen mit der Arbeiterbewegung, so dass es nicht abwegig erschien, dass der Löwenanteil des Besiedlungsbudgets der ZO an die *Hitjaschvut ovedet* in ihren verschiedenen Ausprägungen ging.

Innerhalb der zionistischen Bewegung herrschte ein breiter, wenn auch nicht totaler Konsens darüber, dass eine solide jüdische Nationalökonomie auf einen starken landwirtschaftlichen Sektor angewiesen war. Durch die reichlich verfügbaren billigen Arbeitskräfte verfügte die arabische Landwirtschaft über entscheidende wirtschaftliche Vorteile. Ökonomisch er-



1 Arthur Ruppin

folgreich konnte jüdische Landwirtschaft deshalb nur auf öffentlichen Ländereien betrieben werden, wo arabische Arbeitskräfte grundsätzlich nicht zugelassen waren. So verkündete etwa Wilkansky, ein Agronom der zionistischen Arbeiterbewegung, der öffentliche Besitz von Grund und Boden sowie der ausschließliche Einsatz von hebräischen Arbeitskräften sei „nicht moralisch bedingt, sondern schlichte Notwendigkeit“; das landwirtschaftliche Kooperativ sei „ein Mittel der nationalen Notwehr“.² Allerdings wurde die *Hitjaschvut ovedet* nicht nur als politische Notwendigkeit betrachtet; die nach dem Ersten Weltkrieg in Europa und in fortschrittlichen amerikanischen

Kreisen übliche Auffassung, wonach ein gewisses Maß an nationaler Kontrolle über Bodenschätze und die Schwerindustrie dem Wohl der Gesellschaft zuträglich sei, war bei Zionisten auf allen Seiten des politischen Spektrums verbreitet.

Ein kontroverserer Aspekt der *Hitjaschvut ovedet* war der kollektive Charakter des *Kibbuz* beziehungsweise der *Kevuza*. Dieser war zum einen durch die ideologische Ausrichtung eines Teils der jugendlichen Pioniere bedingt, zum anderen durch den konstanten Druck der noch nicht sesshaft gewordenen Arbeitskräfte in Palästina, die eine möglichst rasche und billige Form der Niederlassung suchten. Bürgerliche Zionisten dagegen betrachteten die kollektive Siedlungsform letztlich als wirtschaftlich und sozial undurchführbar. Sie bevorzugten eine andere Form der *Hitjaschvut ovedet*: den *Moschav*. Nach diesem Modell blieb ein gewisser Privatbesitz gewahrt, während Ankauf, Verkauf und Verwaltung gemeinschaftlich geregelt wurden. Trotz dieser Gegenstimmen behielt das Kollektiv eine hohe Attraktivität für viele Zionisten, auch außerhalb der Arbeiterbewegung. Die anrührendste Sympathiebezeugung bürgerlicher Zionisten für die kollektive Siedlungsform stammt von Arthur Ruppin. Aus seinen privaten Aufzeichnungen nach dem Ersten Weltkrieg spricht durchweg eine beharrliche, wenn auch unerwiderte und immer wieder enttäuschte Begeisterung für eine radikale Umgestaltung der jüdischen Gesellschaft.

² Yitzhak Wilkansky (Elazar-Volcani): *The Communistic Settlements in the Jewish Colonization of Palestine*. Tel-Aviv 1927 (Nachdruck Westport, Conn. 1976), S. 11f., 15.

Ideologische Vorstellungen beeinflussten nicht nur die grobe Linie der Siedlungspolitik, sondern auch technische Einzelheiten, von denen man annehmen könnte, dass sie nach rein objektiven Kriterien entschieden wurden. So hegte etwa Akiva Ettinger eine Vorliebe für die Errichtung von Bergsiedlungen und betrachtete die Gründung von *Kirjat Anavim* im jüdischen Bergland (1920) als eine seiner größten Errungenschaften. Seine Begründungen waren zum Teil durchaus praktischer Art: Der strategische Vorzug von Bergsiedlungen war unverkennbar; sobald sie sich als Siedlungszentren etabliert hätten, würde die jüdische Bevölkerung Palästinas nicht mehr auf die Küstenebene und die ins Binnenland hineinreichenden Talsenken beschränkt bleiben. Ettinger war aber gleichzeitig von der Vorstellung hingerissen, dass jüdische Bauern landwirtschaftlichen Terrassenbau betrieben.

Auf einer ähnlich komplexen Mischung aus Romantik und Pragmatik beruhte das von den Technikern der ZO entworfene Bewässerungssystem. Bis um die Mitte der 1920er Jahre hielten Agronomen noch wenig davon, Bewässerungssysteme in der Landwirtschaft einzusetzen. Die hohen Kosten der Bewässerung und der erhebliche technische Aufwand, der mit dieser Praxis verbunden ist, erklären diese ablehnende Haltung. Doch auch abgesehen von diesen technischen Einwänden erschien Ettinger der Einsatz künstlicher Bewässerung als wenig attraktiv und Wilkansky lehnte ihn sogar ganz ab. Ihre landwirtschaftlichen Vorbilder – osteuropäische Bauern, palästinische Fellachen und die landwirtschaftlichen Siedlungen der deutschen Templer in Palästina – verzichteten allesamt auf künstliche Bewässerung. Erfolgreich eingesetzt wurde diese Technik beim Anbau von Zitrusfrüchten in den *Moschavot* (Fruchtbau-Siedlungen). Gerade dieser Erfolg aber verlieh der Bewässerungstechnik einen kapitalistischen Anstrich, der den Fachleuten der ZO ein Dorn im Auge war. Mitte der 1920er Jahre ließ Kaplansky, der Leiter der Siedlungsabteilung, dennoch ambitionierte Experimente mit künstlicher Bewässerung durchführen. Der Direktor für Ackerbau der landwirtschaftlichen Experimentierstation der ZO, Schlomo Zemach, leitete die Bewässerungsexperimente und ließ in galiläischen Siedlungen künstlich bewässerte Felder anlegen. Für den Anbau von Futtergetreide und damit für die Milchwirtschaft war die künstliche Bewässerung unerlässlich. Die Milchwirtschaft wiederum galt den Siedlungsplanern als Inbegriff fortschrittlicher Landwirtschaft und bot die Möglichkeit, sowohl *Kibbu-*

zim als auch *Moschavim* autark und vom Feldbau unabhängig zu machen.

Dieselben Ideologien, die hinter der *Anwendung* technischen Wissens standen, beeinflussten auch bereits die *Produktion* dieses Wissens. Einerseits genoss die Landwirtschaft hohes Ansehen, und Agronome stellten ihre Fähigkeiten trotz schlechter Bezahlung willig in den Dienst des *Jischuv*, weil Landarbeit im zionistischen Denken einen so hohen Stellenwert hatte. Andererseits empfanden die arbeitenden Pioniere der zweiten und dritten Einwanderungswelle zwar Hochachtung vor technischem Können, hegten aber ein tiefes Misstrauen gegenüber den Fachleuten, in denen sie bis zum Beweis des Gegenteils nach Alleinherrschaft strebende Bürokraten sahen. Der obsessive Pragmatismus der zionistischen Arbeiterbewegung, ihre Verehrung des praktischen Wissens und ihre Verachtung für jede Art des Lernens, das nicht auf praktischer Lebenserfahrung beruhte – all das bewog die Arbeiter, am Wert formaler landwirtschaftlicher Ausbildung zu zweifeln. Fachkenntnisse und Expertentum wurden im Zionismus in einem stark demokratisierten und politisierten Rahmen gefördert und vorangetrieben – ein Umstand, den Sarfatti Larson als „bürgerliche Gleichheit im Verhältnis von Wissenschaftlern und Laien“³ bezeichnet hat.

Für die Technokraten des zionistischen Siedlungswerks bestand Führung weitgehend darin, die Interessen der Arbeiterschaft im *Jischuv* zu vertreten und Spenden in Europa aufzutreiben. Ihre Tätigkeit und ihre Methoden waren deshalb unaufhörlich einem Sturm von Kritik ausgesetzt. Seit den ersten Siedlungsversuchen der ZO im Jahr 1903 hatten konservative Finanzfachleute in den leitenden Gremien sich energisch gegen die Verwendung von öffentlichen Mitteln für riskante und unrentable Siedlungsexperimente ausgesprochen. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg wurde gegen Kollektiv-Siedlungen der Vorwurf erhoben, sie verschleuderten öffentliche Mittel und stellten soziale Belange über wirtschaftliche Erwägungen. Die 1920er Jahre waren von diesen erheblichen Spannungen zwischen der Siedlungs- und der Finanzabteilung der ZO geprägt, und häufig stand dabei die Verschwendung von

³ Magali Sarfatti Larson: The Production of Expertise and the Constitution of Expert Power. In: Thomas Haskell (Hg.): The Authority of Experts: Studies in History and Theory. Bloomington 1984, S. 67.

Geldern zur Debatte, welche für soziale Experimente von zweifelhaftem Wert ausgegeben würden.

Nach dem Ersten Weltkrieg fanden die konservativen Finanzfachleute einen Fürsprecher in Louis Brandeis. Dieser plädierte für eine geschäftsorientierte und effiziente Besiedelung durch unabhängige Behörden, die unter der Leitung von Fachmännern standen. Nach Brandeis sollten diese Behörden und deren Leiter frei von Ideologie sein und keine politischen Interessen verfolgen. Unter einem Fachmann verstand Brandeis den Technokraten im klassischen Sinne – einen tüchtigen, unpolitischen Geschäftsmann nach dem Muster der *production engineers*, das amerikanische Soziologen im frühen 20. Jahrhundert entworfen hatten. Brandeis' geschäftlicher Ansatz war nicht kapitalistisch. Er erkannte durchaus an, dass die Infrastruktur der Nationalökonomie im *Jischuv* auf die Unterstützung durch öffentliche Einrichtungen angewiesen war. Allerdings teilte Brandeis die übliche amerikanische Auffassung, wonach das Ziel der Philanthropie, die Förderung wirtschaftlicher Unabhängigkeit, nur dann zu erreichen sei, wenn gemeinnützige Unternehmen ebenso professionell und effektiv geführt würden wie gewinnorientierte Firmen.

Brandeis und seine Anhänger konnten sich in der amerikanischen und internationalen zionistischen Bewegung nicht durchsetzen, aber ein paar Elemente aus dem amerikanisch-technokratischen Programm wurden dennoch übernommen. Unter dem Eindruck einer finanziellen Krise im *Jischuv* und drastisch sinkender Einkünfte schuf die ZO 1927 einen Exekutiv-Ausschuss, in dem die Arbeiterpartei nicht vertreten war. Doch selbst unter dieser neuen Leitung blieben Wilkansky, Zemach und David Stern, allesamt altgediente Mitglieder der Arbeiterpartei, die einflussreichsten Fachleute für landwirtschaftliche Belange.

Zionistische Technokraten, die der Arbeiterpartei nicht angehörten oder ihr sogar feindlich gesinnt waren, waren kaum zu finden. Wer Argumente gegen Getreideanbau und Milchwirtschaft vorbrachte, stieß auf die heftige Opposition des Diplomlandwirts Selig Eugen Soskin. Dieser war der Meinung, der *Jischuv* würde durch eine volle Integration in den Welt-



2 Bewässerungssystem in Deganja Alef

markt, den Import von Grundstoffen und den Export von erstklassigem Getreide am besten verdienen. International anerkannte Fachleute erstellten 1928 unter Leitung von Dr. Elwood Mead vom amerikanischen Innenministerium im Auftrag der *Palestine Survey Commission* ein ausführliches Gutachten. Darin rügten die Autoren die schlampige Betriebsführung und empfahlen im Hinblick auf die geplante Erweiterung der *Jewish Agency* den Abbau des kollektiven Wirtschaftssystems.

Auf diese Vorwürfe entgegneten Techniker der ZO, die Kritiker seien schlecht über die außerordentlich harschen Umweltbedingungen in Palästina informiert. Außerdem fehle ihm jegliches Verständnis für die psychologischen Aspekte einer Rückkehr der Juden zur Bearbeitung ihres eigenen Landes. Solche Vorwürfe gegen ‚fremde Autoritäten‘ wurden von technischen Experten der zionistischen Arbeiterbewegung immer wieder erhoben: Die Fremden würden nach einer flüchtigen Erkundungsfahrt durch Palästina ihre Beobachtungen vor dem Hintergrund ihrer mitgebrachten Erfahrungen deuten und dem zionistischen Siedlungswerk dann auf dieser Grundlage Vorschriften machen. In Ruppins Augen krankte der *Mead Report* nicht so sehr an faktischen Fehleinschätzungen, als vielmehr an mangelndem Einfühlungsvermögen: Weil der Bericht nur mit abstrakten wirtschaftlichen Begriffen operiere, werde er den Aspirationen der Arbeiter, ohne die der *Jischuv* überhaupt keine Landwirtschaft hätte, nicht gerecht. Da die Siedlungsfachleute der ZO den Eindruck hatten, dass ‚Experten von außen‘ die kollektive Psychologie der Arbeiter generell nicht verstehen konnten, lehnten sie nicht nur die Ansichten eines Nicht-Juden wie Mead ab, sondern auch die von Juden wie Soskin, der kein Hebräisch sprach und auch sonst keinen kulturellen Hintergrund mit den jüdischen Landarbeitern in Palästina teilte.

Die Kritik an der zionistischen Siedlungspolitik in den 1920er Jahren hatte keine nennenswerte nachhaltige Wirkung zur Folge. Ihre alternativen Ansätze waren unvereinbar mit dem, was die politische Führung der ZO als wesentliche Interessen der Bewegung definiert hatte. Wo immer rein wirtschaftliche Erwägungen mit polit-ökonomischen kollidierten, trugen letztere den Sieg davon. In Chaim Weizmanns Augen war die zionistische Organisation kein Wirtschaftsbetrieb, sondern eine Regierung; sie verfolgte langfristige nationale Ziele wie den Erwerb eines zusammenhängenden Territoriums und die Verankerung des Einsatzes von hebräischen Arbeitskräften in

allen Wirtschaftsbereichen des *Jischuv*. Weizmann trat zwar als Initiator der *Joint Palestine Survey Commission* auf, was ihn aber nicht daran hinderte, den *Mead-Report* umgehend zurückzuweisen, indem er sich die von Ruppin und dessen Kollegen angeführten Argumente zu eigen machte.

Im Zuge dieser Auseinandersetzungen erschienen die zionistischen Siedlungsfachleute ihren Kritikern als ausschließlich auf die Interessen der Arbeiterbewegung bedacht, während die politische Führung der Arbeiterbewegung selbst fest entschlossen war, den Einfluss dieser Fachleute einzuschränken und die Siedlungspolitik ihrer Kontrolle zu entziehen. Gleich nach ihrer Entstehung im Jahr 1920 begann die zionistische nationale Gewerkschaft (*Histadrut*), die Ansiedlung von Arbeitern zu kontrollieren. Sie schuf ihre eigene Abteilung für Landwirtschaft, das *Merkas chakla'i*. Geleitet wurde diese Abteilung von Abraham Harzfeld, einem Arbeiter ohne landwirtschaftliche Ausbildung, aber mit viel Organisations- und Vermittlungserfahrung, die er seit seiner Einwanderung nach Palästina kurz vor dem Ersten Weltkrieg gesammelt hatte. Ein ebenso bedeutsamer Schritt bei der Übernahme der Kontrolle über den landwirtschaftlichen Ausbau des *Jischuv* durch die *Histadrut* war deren Entscheidung im Jahr 1930, bei der Schaffung eines Bewässerungssystems für die Siedlungen im Tal Jesreel die Initiative zu ergreifen. Das Projekt wurde von Levi Eschkol (Schkolnik) in die Wege geleitet, der damals beim *Merkas chakla'i* arbeitete und sieben Jahre später zum ersten Direktor des nationalen Wasserwerks *Mekorot* ernannt wurde.

Der Aufstieg von *Histadrut*-Funktionären wie Harzfeld und Eschkol in die führenden Gremien der Siedlungspolitik bedeutete für die Zusammensetzung und den Charakter des technologischen Stabs der ZO einen Generationenwechsel. Die alte Garde hatte ihre Ausbildung und praktische Erfahrung noch in Europa erworben. Als sie sich vor dem Ersten Weltkrieg der zionistischen Bewegung angeschlossen hatte, war die Landwirtschaft des *Jischuv* noch unterentwickelt, und die landwirtschaftliche Arbeit wurde überwiegend von Jugendlichen geleistet. Mitte der 1920er Jahre hatten sich die jungen Autodidakten der zweiten Einwanderungswelle allerdings soweit entwickelt, dass sie im *Jischuv* als führende technische Experten fungieren konnten. Diese Machtverschiebung, die sich über die 1920er Jahre hin schrittweise vollzogen hatte, beschleunigte sich um die Mitte der 1930er Jahre, und zwar in der Folge zweier gleichzeitiger, wenn auch unverbundener Ereig-

nisse: der Übernahme der ZO durch die Arbeiterpartei und des arabischen Aufstands in Palästina.

Nachdem die Arbeiterbewegung 1927 aus der Zionistischen Exekutive für Palästina hinausgedrängt worden war, startete sie eine politische Kampagne, die 1935 ihren Höhepunkt erreichte, als die Arbeiterpartei die dominierende Fraktion im Zionistischen Weltkongress stellte. Durch die Wahl Ben-Gurions zum Vorsitzenden sowohl der palästinischen Exekutive als auch der *Jewish Agency* war „der volle politische Rückhalt für die Errichtung von *Kibbuzim* und *Moschavim* gleichermaßen gesichert“, wie der Historiker Henry Near schreibt.⁴ Ein Jahr später wurde die Stabilität des *Jischuv* durch den arabischen Aufstand empfindlich erschüttert; der strategische Wert der *Hitjaschvut ovedet* wuchs, zumal sie nun für die Versorgung einer wachsenden jüdischen Bevölkerung verantwortlich war, während der Zugang zu arabischen Versorgungsquellen unsicher geworden war. So wirkten in der zionistischen Siedlungspolitik politische, militärische und technische Erwägungen zusammen, und Fachleute, die zuvor am Entwurf einer zionistischen Utopie gearbeitet hatten, übernahmen nun die Aufgaben eines Stabs von militärischen Ingenieuren.

Strategische Planung und die Geburt des Staates Israel

Die Verlagerung von einem auf sozialen und wirtschaftlichen Erwägungen beruhenden Siedlungsprogramm auf ein Konzept, das strategische Überlegungen ins Zentrum stellte, erfolgte nach den arabischen Unruhen im *Jischuv* im Jahr 1929. Als Erwiderung auf diese blutigen Ausschreitungen gingen die zionistischen Siedlungsbehörden gezielt daran, einen zusammenhängenden Block jüdischen Territoriums in der Küstenebene zu schaffen, dem Ballungszentrum des *Jischuv*. Nachdem die Peel-Kommission 1937 die Teilung Palästinas vorgeschlagen hatte, bemühten sich die Siedlungsgesellschaften auch um den Erwerb von Ländereien in Galiläa, in der Jordan-Senke um Bet Schean sowie im Negev. Diese Maßnahmen sollten entweder die Teilung verhindern oder zumindest das Maximum an jüdischem Territorium sicherstellen, sollte es tatsächlich zur Teilung kommen. Diese in zwei Richtungen ausgreifende Stra-

⁴ Henry Near: *The Kibbutz Movement: A History*. Band I: *Origins and Growth 1909–1939*. Oxford 1992, S. 316.

ategie wurde als „Konsolidierung“ bezeichnet – ein Terminus, der sich in den 1920er Jahren auf die wirtschaftliche Stabilisierung der Siedlungen bezogen hatte. In diesem Zusammenhang begann die politische Abteilung der *Jewish Agency* mit Mosche Scharet (Schertok) an der Spitze, eine zentrale Rolle in der Siedlungspolitik zu spielen. Scharet förderte die Ausdehnung des *Jischuv* über das „N“ hinaus, das die drei Siedlungsschwerpunkte Küstenebene, Tal Jesreel und Ost-Galiläa formten. Der neue Leiter der Siedlungsabteilung, Eschkol, trieb die expansive Politik nach dem Zweiten Weltkrieg energisch voran. Besonderen Wert legte er darauf, die Wüste Negev für den jüdischen Staat zu gewinnen.

In dieser Zeit des Unfriedens brachte der *Jischuv* einen neuen Typ von Fachkräften hervor, verkörpert etwa durch Josef Weitz, den Direktor des Jüdischen Nationalfonds, und Josef Avidar (Rochel), den Leiter der technischen Abteilung der *Hagana*. Im Unterschied zu den ausgebildeten Agronomen der Vorkriegsgeneration gehörten Weitz und Avidar zu einer Generation von Autodidakten, deren Werdegang in Palästina als Landarbeiter begonnen hatte. Während die ältere Garde von Siedlungsfachleuten mit strategischem Denken allenfalls geliebäugelt hatte, stand dieses für die neue Generation im Zentrum. Kaum war 1936 in Tel Amal die erste Wehrsiedlung gegründet, setzte sich Weitz energisch für den weit gestreuten Einsatz dieses Modells ein, das sich als ideales Mittel zur Etablierung jüdischer Präsenz in abgelegenen ländlichen Gebieten erwies, da die Bewohner rasch zu mobilisieren waren, vorgefertigte Bauteile verwendet wurden und militärische Verteidigung vorgesehen war. Bei der Errichtung von Türmen und Wehrsiedlungen arbeitete Weitz eng mit der Führungsspitze der *Hagana* zusammen, wobei für die Planung etlicher dieser Siedlungen, darunter Hanita in West-Galiläa und Dafna im Hule-Tal, Avidar verantwortlich zeichnete.

Avidar war ein mit allen Wassern gewaschener Soldat. 1943 entwarf er zusammen mit Weitz und dem Militärfachmann Raphael Lev einen wirksamen Langzeitplan für die landwirtschaftliche Entwicklung des *Jischuv*. Da dieser Plan ausschließlich strategische Ziele berücksichtigte, waren darin neben der *Hitjaschvut ovedet* keine anderen landwirtschaftlichen Modelle vorgesehen. Man ging davon aus, dass der *Kibbuz* mit seinem engen Zusammenhalt strategische Vorteile habe und daher für isolierte Gebiete die am besten geeignete Siedlungsform sei, wohingegen in sichereren Gegenden *Moscha-*

vim errichtet wurden. In dem von Rebellion erschütterten und von Krieg bedrohten *Jischuv* war keine Zeit für die Debatten um wirtschaftliche Vorzüge und Nachteile des *Kibbuz*, welche die zionistische Bewegung während der 1920er Jahre so beschäftigt hatten.

Nicht alle Siedlungsfachleute der Zeit nach 1936 befürworteten den neuen Kurs der zionistischen Siedlungspolitik. Ruppin etwa lehnte die Expansionstaktik mit der Begründung ab, sie sei zu kostspielig. Wie seine Kollegen in der zionistischen Führung verfolgte auch Ruppin ein politisches Programm, allerdings mit konträrer Ausrichtung: Ihm schwebte ein noch kleinerer jüdischer Siedlungskomplex vor als der von der Peel-Kommission vorgesehene, damit sich die Zahl der unter jüdische Herrschaft fallenden Araber verringerte. Doch ungeachtet der bestimmenden Rolle, die er im zionistischen Siedlungswerk gespielt hatte, gab Ruppin inzwischen nicht mehr den Ton an. Bei all seinen Talenten war er doch kein Taktiker, und im Zeitalter des militanten Zionismus waren dessen Leiter aufgefordert, sowohl strategisch als auch konstruktiv zu denken. Im Gegensatz zu Ruppin entsprach Weitz' Einstellung allerdings durchaus dem neuen Zeitgeist. Der Umfang seines faktischen Einflusses auf die Politik ist zwar umstritten. Fest steht jedoch, dass Weitz an der geplanten Zwangsumsiedlung von Arabern aus nachmals jüdischen Territorien großes Interesse zeigte und während des israelischen Unabhängigkeitskriegs für die Vertreibung arabischer Bevölkerung aus strategisch bedeutsamen ländlichen Gebieten plädierte.

Für die militante Phase des Zionismus war Weitz der archetypische Technologe. Die Fachleute des neuen Zeitalters waren Männer der Planung und Verwaltung, die mit ihren politischen und militärischen Vorgesetzten darin übereinstimmten, dass sie strategisches Denken als einen integralen Bestandteil des zionistischen Aufbauwerks betrachteten. Die neue Betonung des militärischen Werts der *Hitjaschvut ovedet* fügte sich in ältere Vorstellungen von deren politischen und wirtschaftlichen Vorzügen ein. Die neuen Siedlungsexperten verfügten zwar über das für ihre Arbeit erforderliche technische Wissen, aber nicht dies qualifizierte sie in den Augen ihrer Genossen zur Übernahme von Führungsaufgaben. Was zählte, war vielmehr der Weg, auf dem sie dieses Wissen erworben hatten – aus der praktischen Arbeit heraus, nicht am Schreibtisch, völlig integriert in die Gemeinschaft der zionistischen Arbeiterbewegung – und die Tatsache, dass sich die Vorstellun-

gen dieser Fachleute mit den politischen Zielen der Führungsspitze der Arbeiterpartei deckten.

Im jungen Staat Israel wurde Technologie in den Dienst einer Weltanschauung gestellt, in der Staatsräson, Nationalismus und Sozialismus ein untrennbares Ganzes bildeten. Die Symbolfigur des zionistischen Unternehmens, der Pionierarbeiter, wurde nicht nur als hochmotiviert und ausdauernd dargestellt, sondern auch als technisch versiert. Der technisch bewanderte Pionier sicherte sich selbst einen anständigen Lebensstandard und versorgte zugleich die bedrängte Nation mit lebenswichtigen Nahrungsmitteln und Industrieprodukten. Wie in anderen revolutionären Bewegungen überall auf der Welt war auch die Führungsspitze der zionistischen Arbeiterbewegung davon überzeugt, dass die Nutzbarmachung der kreativen Macht der Technologie einen entscheidenden Schritt zur Verwirklichung des Sozialismus bedeutete. Aus all diesen Gründen kam den Fachkräften der zionistischen Arbeiterbewegung eine wichtige Funktion für den Aufbau einer sozialistischen hebräischen Republik zu.

Die moderne jüdische Sozialpolitik bildete sich vor und gleichzeitig mit der zionistischen Bewegung heraus. Wie die ZO hatten auch die Träger der jüdischen Sozialpolitik ihre Fachleute, die in der Lage waren, Technologien für das Wohl des gesamten jüdischen Volkes zu entwickeln und einzusetzen. Das Besondere der zionistischen Bewegung war die Politisierung des Technischen, die Unterordnung von fachlichem Können unter die Errichtung eines autonomen Gemeinwesens. Ebenso einzigartig war die zionistische Wertschätzung angewandter Wissenschaft und ihrer Praktiker: prometheische Figuren, die technisches Wissen nicht als etwas Hermetisches oder Esoterisches auffassten, sondern als ein gemeinsames Gut der hebräischen Nation – als Mittel zu ihrer Wiederherstellung im Staate Israel.

BILDNACHWEIS

Abb. 1: Beit Itzhak Archive
via the PikiWiki – Israel
free image collection
project

Abb. 2: Central Zionist Archives, Jerusalem

Ute Deichmann und Anthony S. Travis

Transfer von Traditionen: Deutsche Chemiker in Palästina 1924–1939

Einleitung

Chemiker und Biochemiker, die aus Deutschland stammten bzw. dort ausgebildet waren, legten die Grundlagen für zahlreiche Entwicklungen im israelischen Wissenschaftsbetrieb. Diese Akademiker lassen sich in zwei Gruppen einteilen: Die erste Gruppe bestand aus Zionisten, darunter etwa Andor Fodor und Max Frankel. Die beiden begannen ihre chemische und biochemische Forschung in den 1920er Jahren an der Hebräischen Universität Jerusalem, wo sie hauptsächlich zu Proteinen und Aminosäuren arbeiteten.¹ Der zweiten Gruppe gehörten aus Nazi-Deutschland geflüchtete Zionisten und Nicht-Zionisten an, darunter Ladislaus Farkas und Ernst David Bergmann; sie hoben die chemische Forschung im britischen Mandatsgebiet Palästina auf internationales Niveau.

Als akademische Disziplin hatte sich die Chemie hauptsächlich in Deutschland entfaltet, wo Strukturtheorien und die komplexen Synthesemethoden der Organischen Chemie entstanden. Ab 1890 wurden auch auf dem Gebiet der Physikalischen Chemie große Fortschritte erzielt, etwa in der Elektrochemie und der Untersuchung von Gasreaktionen. Es ist bemerkenswert, dass etliche der beteiligten Wissenschaftler jüdischer Herkunft waren, darunter die deutschen Nobelpreisträger Adolf von Baeyer (dessen Mutter Jüdin war), Otto Wallach,

¹ Ein ausführlicher historischer Überblick über die Entwicklung der Biochemie in Palästina und Israel findet sich bei bei Nathan Sharon: *The Early History of Biochemistry in Israel*. In: Giorgio Semenza, Rainer Jaenicke (Hg.): *Selected Topics in the History of Biochemistry. Personal Recollections IV* (Comprehensive Biochemistry, Bd. 41). Amsterdam 2000, S. 707–748. Zum deutschen Einfluss auf die Forschung und Organisation der Hebräischen Universität allgemein, vgl. auch Shaul Katz: *The Scion and Its Tree. The Hebrew University of Jerusalem and its German Epistemological and Organizational Origins*. In: Marcel Herbst (Hg.): *The Institution of Science and the Science of Institutions*. Boston *Studies in the Philosophy and History of Science* 302 (2014), S. 103–144.

Richard Willstätter und Fritz Haber.² Andere, wie etwa der Biomediziner und Nobelpreisträger Paul Ehrlich, schufen neue Forschungsbereiche der angewandten Chemie, die in diesem Fall die ersten Medikamente zur Bekämpfung von Infektionen im Körper hervorbrachten.³ Deutsch-jüdische Naturwissenschaftler, wie etwa Haber, standen denjenigen Kollegen, die sich für eine jüdische Heimstätte aussprachen, häufig skeptisch gegenüber, zumal vor den 1930er Jahren. Selbst nach Einsetzen der antijüdischen Maßnahmen unter dem nationalsozialistischen Regime war das britische Mandatsgebiet Palästina für die Mehrheit der aus Deutschland flüchtenden Naturwissenschaftler nicht sonderlich attraktiv. Nennenswerte Ausnahmen waren Farkas und Bergmann, die zum allgegenwärtigen deutschen Einfluss auf die naturwissenschaftliche Forschung in Palästina und später Israel beitrugen.

Hier soll nachgezeichnet werden, wie dieser Einfluss durch einzelne Forscher zustande kam und wie der Wissenschaftsbetrieb in Palästina/Israel sich aufgrund akademischer, wirtschaftlicher und militärischer Gegebenheiten allmählich veränderte und vom deutschen Vorbild entfernte. Ein charakteristisches Merkmal der Wissenschaft in Deutschland waren große Institute, an deren Spitze ein einziger, mit enormer Machtfülle ausgestatteter Professor stand, der auch über die Anstellung und Beförderung seiner Mitarbeiter entschied. Dieses Modell wurde später, wenn auch in bescheidenerem Rahmen, im britischen Mandatsgebiet Palästina übernommen.

Der Chemiker und Zionistenführer Chaim Weizmann erkannte nach seinem Palästina-besuch 1897 als erster die Bedeutung des Aufbaus einer chemischen Industrie in Palästina, die sich biochemische Prozesse zunutze machte.⁴ Gewiss beeinflusste sein Wunsch, eine auf die Landwirtschaft ausgerichtete chemische Industrie in Palästina entstehen zu sehen, die ursprüngliche Orientierung des Faches Chemie an der Hebräischen Universität: Das Fach wurde hier recht einseitig um den

² Eine detaillierte Analyse der Bedeutung jüdischer Wissenschaftler in Deutschland vor 1933 findet sich in Ulrich Charpa, Ute Deichmann: *Jews and Sciences in German Contexts. Case Studies from the 19th and 20th Centuries*. Tübingen 2007.

³ Carsten Reinhardt, Anthony S. Travis: *Heinrich Caro and the Creation of Modern Chemical Industry*. Utrecht 2000.

⁴ Zu Weizmann siehe Jehuda Reinharz: *Chaim Weizmann: The Making of a Zionist Leader*. New York 1985. Sowie Norman A. Rose: *Chaim Weizmann: A Biography*. London 1987.



1 Chemisches Institut
der Hebräischen
Universität Jerusalem
1925

Schwerpunkt Biochemie konzipiert.⁵ Schon 1924, ein Jahr vor der offiziellen Eröffnung der Hebräischen Universität auf dem Mount Scopus in Jerusalem, entstand ein Forschungsinstitut für „Biologische Chemie“ (die Chemie der Lebensvorgänge), parallel zum Institut für Mikrobiologie (ebenfalls eng an der Biochemie orientiert) und einem Institut für Jüdische Studien.⁶ 1925 war das Institut für Biologische Chemie eines der vier Institute der jungen Universität; die übrigen drei befassten sich mit Jüdischen und Orientalischen Studien, mit Mathematik und mit Öffentlicher Hygiene.⁷ Das war der Ausgangspunkt für die erste hier zu behandelnde Epoche von 1925 bis 1935, als junge Chemiker mit deutscher Universitätsausbildung, einige von ihnen ungarischer Herkunft, das deutsche Forschungssystem auf eine im Aufbau begriffene Forschungseinrichtung in der Wüste übertragen wollten.

⁵ Zu Weizmanns früher chemischer und biochemischer Tätigkeit siehe Robert Bud: *The Uses of Life: A History of Biotechnology*. Cambridge 1993, S. 37–46; Anthony S. Travis: Chaim Weizmann: Colour Chemist, Biochemist, and Father of Biotechnology. In: *The Biochemist* 14 (1992), S. 15–19.

⁶ Hagit Lavsky: *From Foundation Stone to Opening. The Establishment of the Hebrew University 1918–1925*. In: Shaul Katz, Michael Heyd (Hg.): *The History of the Hebrew University of Jerusalem: Origins and Beginnings*. Jerusalem 1997, S. 120–159 (hebr.).

⁷ Ebd. sowie Herbert Parzen: *The Hebrew University 1925–1935*. Jerusalem 1935.

Die Ära Fodor: Auf unsicheren Füßen

Die jungen aus Deutschland eingewanderten Chemiker brachten zwar Einsatzbereitschaft und Begeisterung mit, waren aber oft unerfahren. Sie strebten zwar nach Modernisierung, aber ihre Resultate ließen aus zwei Gründen zu wünschen übrig: Zum einen waren sie auf die Theorien der Kolloid-Chemie fixiert, ein neues, überwiegend deskriptives Forschungsfeld, das sich in der Anwendung auf Biologische Chemie als kontraproduktiv erwies. Zum anderen kam es zu Spannungen, als sich einige dieser jungen Forscher von der deutschen Institutstradition entfernten.

Chaim Weizmann wollte die naturwissenschaftliche Fakultät der neuen Jerusalemer Universität zu einem führenden Zentrum auf Gebieten machen, die später Agrar-Biotechnologie, Biologische Chemie und Polymerforschung genannt wurden. Seine Pläne wurden erheblich beeinflusst durch die Vorschläge, die ihm Andor Fodor (1884–1968) zugesandt hatte, der zu dieser Zeit als Hochschulassistent und Privatdozent bei dem Biochemiker Emil Abderhalden an der Universität Halle tätig war. Vermutlich war es das Prestige Abderhaldens, dessen Hauptwerk sich später als überaus zweifelhaft erweisen sollte,⁸ das Weizmann dazu bewog, Fodor 1921 die Leitung des „mikrobiologisch-biochemischen“ Instituts an der Hebräischen Universität anzutragen. Der in Budapest geborene Fodor war 1907 bei George Lunge in Zürich in Chemie promoviert worden und hatte sich dann auf Organische Chemie spezialisiert. 1910 wurde er der persönliche Assistent von Hans von Euler-Chelpin in Stockholm, einem ausgezeichneten Wissenschaftler (Nobelpreisträger von 1929), der aber menschlich schwierig war. 1911 wechselte Fodor nach Halle und wurde Abderhaldens Assistent. Erst gegen Ende des Ersten Weltkriegs wurde er aktiver Zionist und emigrierte im März 1923 nach Palästina.⁹ Um die-

⁸ Leonor Michaelis, Ludwig von Lagermarck: Die Abderhaldensche Schwangerschaftsdiagnose. In: Deutsche Medizinische Wochenschrift 7 (1914), S. 316–319; Ute Deichmann, Benno Müller-Hill: The Fraud of Abderhalden's Enzymes. In: Nature 393 (1998), S. 109–111.

⁹ Vertrag: (zwischen der Exekutive der Zionistischen Organisation in London und Herrn Prof. Dr. A. Fodor in Halle wird hierdurch folgendes vereinbart), unterzeichnet von Nahum Sokolov, dem Präsidenten der Zionistischen Exekutive am 1. Dezember 1922 in London und von Fodor in Halle am 8. Dezember 1922. Personalakte Fodor. Archiv der Hebräischen Universität Jerusalem.

selbe Zeit ließ er in einem deutschen Betrieb einen Glasbläser für die Hebräische Universität ausbilden. Für die Errichtung des Gebäudes gewann er einen Architekten und trieb einen tüchtigen Bauunternehmer sowie kompetente Facharbeiter auf. Obwohl zahlreiche Hindernisse zu überwinden waren, wurde das Institut fristgerecht zur Eröffnung der Universität im Frühjahr 1925 fertiggestellt.¹⁰ Fodor erhielt die erste naturwissenschaftliche Professur im Lande und dazu die Leitung eines sicherlich einzigartigen Forschungsinstituts mit dem eindrucksvollen Namen „Institut für Bio- und Kolloidchemie“. Der Jahreshaushalt betrug fünftausend palästinische Pfund, viertausend davon wurden über den jüdischen Nationalfonds vom *American Council of Doctors* zur Verfügung gestellt.¹¹

Der neuartige Name des Instituts signalisierte die Absicht Fodors, die neuesten Entwicklungen der Biologischen Chemie in den Nahen Osten zu bringen. Auch Weizmanns Erwartungen gingen in diese Richtung, wurden allerdings enttäuscht. Die Schwierigkeit bestand zumindest teilweise in dem wissenschaftlichen Ansatz, den Fodor aus Deutschland mitgebracht hatte. Fodor und Abderhalden gehörten zu den Chemikern, die in der Kolloid-Forschung eine neue Grundlage der Biochemie sahen und annahmen, kolloidale Aggregate seien die Basis für größere Moleküle wie etwa Proteine. Sie glaubten, auf dieser Grundlage biologische Abläufe wie Enzymreaktionen und Muskelkontraktionen erklären zu können, ohne auf chemische Reaktionen zurückgreifen zu müssen.¹² Sowohl Abderhalden als auch Fodor gehörten 1922 zu den Gründern der deutschen Kolloidgesellschaft.¹³

¹⁰ Professor Fodor will be sixty on March 3, Presse-Verlautbarung der Hebräischen Universität von März 1944. Personalakte Fodor, ebd. Zur ungarischen Beeinflussung Fodors und anderer Wissenschaftler siehe Gábor Palló: The Hungarian Phenomenon in Israeli Science. In: *Bulletin for the History of Chemistry* 25, 1 (2000), S. 35–42.

¹¹ Report of the Board of Governors vom 12. April 1925 (hebr.). Auskunft über diese und weitere Dokumentation verdanken wir Uri Cohen von der Open University in Tel-Aviv.

¹² Zum Einfluss der Kolloidforschung auf die Biochemie siehe Ute Deichmann: „Molecular“ versus „Colloidal“. *Controversies in Biology and Biochemistry* 1900–1940. In: *Bulletin for the History of Chemistry* 32 (2007), S. 105–118 und die dort angegebene Literatur.

¹³ Der Initiator und erste Präsident der Gesellschaft war Wolfgang Ostwald, der nach 1933 überzeugter Nazi und heftiger Antisemit wurde. Zur Geschichte der Kolloidchemie in Deutschland siehe Ute Deichmann: *Flüchten, Mitmachen, Vergessen – Chemiker und Biochemiker in der NS-Zeit*. Weinheim 2001, Abschnitte 6.1.2; 6.1.3 und 7.2. Zwischen 1912 und

In Jerusalem setzte Fodor seine in Halle begonnenen Untersuchungen zu Proteinaufbau und Enzymologie fort.¹⁴ Während er zweifellos derjenige war, der die biochemische Forschung in Palästina etablierte, gelang es ihm nicht, dieses Feld auch auszubauen – zu sehr hing er an dem Kolloid-Konzept, das von Proteinchemikern schon früh angegriffen wurde worden war und 1930 als nachweislich falsch galt. Fodor hatte die Bedeutung und den Geltungsbereich der Kolloidchemie überschätzt, was sich auf die Anfänge der biochemischen Forschung an der Hebräischen Universität ungünstig auswirkte. So erwies sich etwa Fodors Auffassung vom Aufbau des Proteins, genau wie eine ähnliche Theorie Abderhaldens, als völlig falsch.¹⁵ Zudem war Abderhalden, ungeachtet seines akademischen Prestiges, alles andere als ein wissenschaftliches Vorbild.¹⁶

Fodor hielt weiterhin an der Annahme fest, dass für die Aktivität eines Enzyms nicht dessen chemische Beschaffenheit, sondern der Kolloidzustand entscheidend sei.¹⁷ Er lehrte seine Kolloidtheorie der Proteinstruktur auch dann noch, als sich längst die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass es sich bei den großen Zellmolekülen um Makromoleküle (Polymere) handelt – bestehend aus chemisch verbundenen kleineren Einheiten – und nicht um kolloidale Aggregate.¹⁸ Noch im Jahre 1948 vermittelte er angehenden Biochemikern die inzwi-

1923 veröffentlichten Abderhalden und Fodor gemeinsam achtzehn Aufsätze über Proteine und Enzyme, darunter zwei (1913 bzw. 1914) über Abwehr-Enzyme. Die Liste dieser Publikationen verdanken wir Michael Kaasch; er und Erna Lämmel haben für uns nachgesehen und festgestellt, dass weder in Abderhaldens Nachlass noch im Archiv der Leopoldina in Halle Briefwechsel zwischen Abderhalden und Fodor (oder Albert Einstein, Chaim Weizmann, Ernst Wertheimer) vorhanden sind.

¹⁴ Sharon: *The Early History of Biochemistry in Israel* (wie Anm. 1), S. 8–13.

¹⁵ Fodor ging davon aus, dass Proteine aus kleinen, ungleichwertig verknüpften Peptiden bestehen; zu Abderhaldens Proteinforschung siehe Deichmann: *Flüchten* (wie Anm. 13), S. 257–262.

¹⁶ Dazu Deichmann und Müller-Hill: *The Fraud of Abderhalden's Enzymes* (wie Anm. 8) und Ute Deichmann: *Beyond Popper and Polanyi. Leonor Michaelis: A Critical and Passionate Pioneer of Research at the Interface of Medicine, Enzymology, and Physical Chemistry*. In: *Perspectives in Biology and Medicine* 55/4 (2012), S. 612–626.

¹⁷ Sharon: *The Early History of Biochemistry in Israel* (wie Anm. 1), S. 12. Sharon erwähnt die Kritik an Fodors Ansatz im Lehrbuch von Ross Aiken Gortner, *Outlines of Biochemistry*. New York, London 1938.

¹⁸ Andor Fodor: *Researches in the Chemical Structure of Proteins and the Action of Proteinases*. Jerusalem 1939.



2 Andor Fodor

schen völlig überholte Kolloidtheorie.¹⁹ Dennoch konnte Fodor seine Studenten für die Chemie begeistern. Ephraim Katzir (Chemiker, Molekularbiologe und später israelischer Staatspräsident) hatte ihn als einen „großen akademischen Lehrer“, aber „schlechten Wissenschaftler“ in Erinnerung.²⁰

Fodor versuchte, sein Institut ganz nach deutschem Vorbild zu leiten, also als Direktor über die gesamte Forschung wie auch alle übrigen Angelegenheiten allein zu bestimmen. Allerdings stieß er mit dieser Linie bald auf Widerstand und löste an der Universität eine einschlägige Grundsatzdebatte aus. Um diese Entwicklung nachzuvollziehen, sind einige seiner Kollegen und Assistenten aus den frühen Jahren vorzustellen.²¹

Fodors Mitarbeiter

Unter Fodors Assistenten waren einige zionistisch eingestellte Neueinwanderer aus Deutschland und Österreich. Der erste von ihnen war vermutlich der 1899 in Berlin geborene Adolf Reifenberg, der ein Landwirtschaftsstudium absolviert hatte, bevor er als Agrikultur-Chemiker bei der britischen Mandatsregierung tätig wurde (1921–1924). 1924 wurde er Assistent bei Fodor, und einige der ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Hebräischen Universität wurden 1925 von beiden gemeinsam verfasst.

¹⁹ Charles Tanford, Jacqueline Reynolds: Protein Chemists Bypass the Colloid/Macromolecule Debate. In: *Ambix* 46 (1999), S. 33–51.

²⁰ Ephraim Katzir an Ute Eichmann, 27. Mai 1998. Es war das Verdienst von Physikern, etwa Boris Derjagin und Lev Landau in der Sowjetunion oder Evert Verwey und Theo Overbeck in den Niederlanden, dass sich die Kolloidchemie gegen Ende der vierziger Jahre zu einer exakten Wissenschaft entwickelte, die aber mit den älteren biochemischen Theorien des Kolloid-Charakters biologischer Abläufe nichts zu tun hatte. Siehe dazu Deichmann: Flüchen (wie Anm. 13), S. 380–382.

²¹ Zu frühen Berufungen siehe Shaul Katz: „Pure Science“ in a National University: the Einstein Institute of Mathematics and other Research Institutes at the Hebrew University during its Formative Years. In: Shaul Katz, Michael Heyd (Hg.): *The History of the Hebrew University of Jerusalem: Origins and Beginnings*. Jerusalem 1997, S. 397–456; sowie Lavsky: *From Foundation Stone to Opening* (wie Anm. 6), S. 120–159.

Wichtiger für die langfristige Entwicklung des Faches Chemie an der Hebräischen Universität war aber Max Frankel (1900–1970), der im Oktober 1925 wissenschaftliche Hilfskraft von Fodor wurde. In Mähren geboren, wuchs Frankel im österreichischen Groß-Seelowitz auf und erwarb 1923 in Wien seinen Dr. phil. auf dem Gebiet der traditionellen Organischen Chemie. Frankel war überzeugter Zionist und links-orientiert (sein Bruder Samuel, genannt Sam Frank, war Trotzki's Sekretär). Allerdings behielt Frankel seine politischen Überzeugungen für sich, da er fürchtete, die Briten könnten ihn deswegen ausweisen. Für die von Abderhalden herausgegebene Serie über biologische Methoden verfasste er den Band *Katalytisch-organische Arbeitsmethoden* (1932).²² Der fleißige und gründliche Frankel wurde 1928 zum Oberassistenten der „Abteilung für Biochemie“ befördert. 1934 wurde er Dozent, und 1947 erhielt er ein Extraordinariat.

Ebenfalls Assistent bei Fodor war seit 1926 Dr. Mosche Weizmann (1877–1957). Der Bruder Chaim Weizmanns wurde 1907 in Grenoble promoviert und begann seine Laufbahn als Industriechemiker. Später dozierte er an der Universität Moskau (1910–1918) und wurde schließlich Professor für Organische Chemie an der Universität Minsk (1920). Vor seiner Auswanderung ins britische Mandatsgebiet Palästina hatte Mosche Weizmann die Abteilung für Chemie im sowjetischen Wirtschaftsrat geleitet.

Im Oktober 1926 schloss sich Mordechai Max Bobtelsky als Assistent für Anorganische Chemie Fodors Institut an. Bobtelsky (1890–1965) stammte aus Russland, war bei Volkmar Kohlschütter in Bern promoviert worden und beschäftigte sich anschließend mit der Ausbeutung der riesigen Stassfurter Salzlager. Dies war insofern wichtig, als Salze aus dem Toten Meer den größten Teil von Palästinas Mineralvorkommen ausmachen. Schon 1925, bald nach seiner Einwanderung nach Palästina, prüfte Bobtelsky im Auftrag Mosche Novomeyskys, der 1934 die *Palestine Potash Ltd* (ab 1952 *the Dead Sea Works*) gründen sollte, Möglichkeiten zur industriellen Nutzung der Mineralien vom Toten Meer. Erst 1928 gab es Kontakte zwischen Novomeysky und der Hebräischen Universität, als

²² Max Frankel: *Katalytisch-organische Arbeitsmethoden*. Berlin, Wien 1932.

Bobtelsky sich an Gesprächen über die Zusammenarbeit von Industrie und Wissenschaft beteiligte.²³

1926 arbeiteten vier wissenschaftliche Hilfskräfte (J. Cohen, M. Frankel, K. Mayer und R. Schoenfeld) sowie sechs „freiwillige Hilfskräfte“ unter Fodor. Der Assistent J. Jacobs war für Analytische Chemie zuständig, Reifenberg für Agrochemie und M. Weizmann für Organische Chemie.²⁴ Die russische Assistentin Rassa Riwlin forschte zu Kolloiden. Aus ihrem Interesse an Kolloiden resultierte 1927 ein Artikel, den sie gemeinsam mit Markus Reiner veröffentlichte. Reiner, von Beruf Bauingenieur, wechselte später nach Haifa ans Technion, wo er aus seinen Beobachtungen zum Verhalten von Asphalt beim Straßenbau und kolloidalen Materialien Theorien der Strömungslehre entwickelte.²⁵

Meinungsverschiedenheiten und Machtkämpfe

Im August 1926 berichtete der Kanzler der Hebräischen Universität, Judah Leon Magnes, bei der dritten Direktoriumssitzung in London über die Arbeit des „Chemischen Instituts“. Er plädierte für dessen Erweiterung durch die Berufung eines Professors für Allgemeine Chemie (im Jahrbuch der Universität von 1925–1926 firmiert Fodors Institut für Bio- und Kolloidchemie als „Institut für Chemie“). Doch die Reaktionen auf den Rechenschaftsbericht des Instituts waren gemischt. Ein Bericht über die Bodenschätze des Toten Meeres etwa wurde von Leonard Ornstein, einem Mitglied des Beirats, scharf kritisiert. Ornstein meinte, die Ausführungen seien der Veröffentlichung nicht wert, und schlug vor, in Zukunft sollten solche Berichte der Universität erst nach Prüfung durch ein akademisches Gremium publiziert werden. Chaim Weizmann pflichtete ihm bei und sagte, die Publikation sei voreilig gewesen. Allerdings lobte er die Leistungen des Instituts auf dem

²³ Das Ergebnisprotokoll eines Gesprächs, das am 24. März 1928 zwischen Magnes und Bobtelsky von der Hebräischen Universität und Novomeysky als Vertreter der Palestine Potash über etwaige Zusammenarbeit geführt wurde, befindet sich in Bobtelskys Personalakte im Archiv der Hebräischen Universität.

²⁴ The Hebrew University of Jerusalem 1925–26, Jerusalem, April 1926.

²⁵ In den vierziger Jahren bestätigte George William Scott Blair, ein britischer Fachmann für Strömungslehre, die Bedeutung von Reiners Studien, insbesondere dessen Ten Lectures on Theoretical Rheology. Jerusalem 1943.

Gebiet der Biochemie und hob hervor, Fodors Lehrbuch über Kolloid-Chemie, das aus seinen Vorlesungen entstanden war, sei eine beachtliche Leistung.

Der Lehrbetrieb mit Seminaren und Vorlesungen wurde allgemein als unzulänglich betrachtet.²⁶ Problematisch war auch die Frage der Autorität. Unter fähiger wissenschaftlicher Leitung hätte ein Institut von der Art, wie es Fodor vorschwebte, sicher bedeutende Ergebnisse erzielt, wie man sie aus deutschen Lehrstätten, wie etwa den von Adolf Baeyer und Emil Fischer geleiteten Instituten, kannte. Fodor war überzeugt, dass nur in Deutschland ausgebildete Wissenschaftler, die das dortige autoritäre System mit seinen Hierarchien verinnerlicht hatten, das Zeug zum guten Wissenschaftler hätten. Allerdings waren weder alle seiner Mitarbeiter mit diesen Verhältnissen vertraut, noch befürworteten sie alle seinen Führungsstil. 1927 geriet Fodor in einen offenen Konflikt mit zwei seiner Assistenten in der Biochemie, Frankel und Riwwin, die mehr Selbständigkeit verlangten. Riwwin ließ verlauten, sie wolle die Ergebnisse ihrer Forschung unter ihrem Namen allein veröffentlichen, was Fodor zurückwies.²⁷

Im Sommer 1927, als infolge des schweren Erdbebens in Palästina, das besonders in Jerusalem erheblichen Schaden angerichtet hatte, Renovierungsarbeiten anstanden, wurde Fodor bei Magnes mit Vorschlägen für Veränderungen vorstellig; unter anderem wollte er drei Assistenten, Weizmann, Bobtelsky und Dr. Thon, aus seinen Laborräumen entfernen. Magnes wies mit deutlichen Worten darauf hin, dass dies faktisch eine Schwächung von Fodors eigener Autorität bedeuten würde, denn der Ausschluss von drei Mitarbeitern signalisiere, dass sie nicht mehr ihm unterstünden. Damit gäbe er die Position des Leiters und einzigen Professors der Abteilung für Allgemeine Chemie auf – eine Position, für deren Erhalt man große Anstrengungen unternommen habe.²⁸

²⁶ Minutes of the Third Meeting of the Board of Governors. 1.–3. August 1926. London, S. 3–6 (hebr. und engl.).

²⁷ Riwwin an Fodor, 20. September 1927. Albert Einstein Archiv an der Hebräischen Universität Jerusalem, Nr. 36–1019 sowie Fodor an Riwwin, 4. Oktober 1927, ebd., Nr. 36–1020. Riwwin war Alleinverfasserin eines Artikels, der 1926 im Journal of the Chemical Society erschien. Von Frankel allein erschien ein Beitrag 1928.

²⁸ Magnes an Fodor, 14. August 1927. Personalakte Fodor. Archiv der Hebräischen Universität Jerusalem.

Aber Fodor war nicht von seinem Vorhaben abzubringen. Bobtelsky zog in das von Fodor als „fiktiv“ bezeichnete Labor für Anorganische Chemie, und bald darauf gesellte sich auch Riwlín zu ihm, da sie ebenfalls von Fodor aus der Biochemie verbannt worden war. Nachdem er sich seiner widerspenstigen Mitarbeiter entledigt hatte, beklagte sich Fodor über geschrumpfte Haushaltsmittel, denn diese mussten nun mit Bobtelskys neuem Labor geteilt werden. Er beschuldigte Riwlín und Frankel des „passiven Widerstands“ und beklagte sich in einem weitschweifigen Memorandum an das Direktorium, seine eigene „Abteilung für Biochemie“ sei nach europäischen Maßstäben überhaupt keine Abteilung.²⁹ („Institut“ wurde hier durch „Abteilung“ ersetzt, was aber zugleich „Laboratorium“ bedeutete – eine Bezeichnung, die für die verschiedenen Bereiche innerhalb eines Instituts verwendet wurde. Fodors Verhalten erregte in den höheren Rängen der Universitätsverwaltung erheblichen Anstoß, was zu einer offenen Konfrontation zwischen Fodor und seinem ursprünglichen Förderer Magnes führte.

Die Universitätsleitung rügte Fodors kränkendes und ungebührliches Verhalten gegenüber seinen Mitarbeitern und Kollegen, während drei seiner Assistenten (Mayer, Cohn [Cohen] und Reifenberg) sich hinter ihn stellten.³⁰ Magnes verlangte, Fodor solle seine feindselige Haltung aufgeben und sich nicht in Dinge einmischen, die ihn nichts angingen. Ihm wurde nahegelegt, sich künftig ausschließlich um die Belange seiner eigenen Abteilung am „Chemischen Institut“ zu kümmern. Er zürnt über die Infragestellung seiner angemessenen Autorität beantragte Fodor daraufhin seine Entlassung, doch Magnes schlug vor, Fodor unter strikten Auflagen im Amt zu belassen.³¹

Darüber dürfte Fodor alles andere als begeistert gewesen sein. Magnes teilte Chaim Weizmann mit, im Institut für Chemie seien drastische Maßnahmen ergriffen worden, um dem unerträglichen Zustand dort ein für alle Mal ein Ende zu set-

²⁹ Memorandum an das Direktorium der Hebräischen Universität, 1928. Albert Einstein Archiv.

³⁰ Mayer, Cohn und Reifenberg an Fodor, 22. Januar 1928. Albert Einstein Archiv, Nr. 36–1022.

³¹ Magnes an Fodor, 29. Januar 1928. Albert Einstein Archiv, Nr. 36–1023.

zen. Außerdem habe Fodor für den Zeitraum vom 15. Februar bis zum 1. Mai Urlaub beantragt.³²

Einige Beobachter konstatierten geradezu einen 'Kriegszustand' im Chemischen Institut.³³ Fodor wurde zum Brennpunkt gravierender Unstimmigkeiten in der Universitätspolitik, die 1927–28 zwischen Albert Einstein, der dem Direktorium und dem Akademischen Rat der Universität angehörte, und Chaim Weizmann aufbrachen. Weizmann betrachtete Fodor als den Schuldigen, weil dieser zu einem Zeitpunkt die alleinige Autorität beansprucht hatte, als das Chemische Institut begonnen habe, sich in *zu viele* verschiedene Richtungen zu spalten. Im Gegensatz dazu war Einstein, der von Fodor auf dem Laufenden gehalten wurde, überzeugt, diesem geschehe Unrecht. Allerdings kritisierte er, dass Fodor sich beim deutschen Konsul in Jerusalem über seine Behandlung durch die Universitätsleitung beschwert hatte.³⁴ Auch bei der Zionistischen Vereinigung für Deutschland reichte Fodor eine Beschwerde ein.³⁵

Im Juni 1928 wurde Fritz Ephraim in Bern als Professor für Anorganische und Physikalische Chemie an die Hebräische Universität berufen. Im Falle einer Absage sollte eine Kommission, bestehend aus den Direktoriumsmitgliedern Chaim Weizmann, Edmund Landau (Mathematiker in Göttingen) und Samuel Leonard Ornstein (Lehrstuhlinhaber für Mathematische Physik in Utrecht), mit anderen möglichen Kandidaten Kontakt aufnehmen und ihnen die Stelle ohne Rücksprache mit dem Direktorium anbieten.

Möglicherweise hatte Fodors Begeisterung für den Zionismus etwas nachgelassen. Im Juli 1928 jedenfalls bat er Einstein, ihm eine passende Stelle an einem Kaiser-Wilhelm-Institut in Deutschland zu beschaffen, was diesem aber nicht gelang. Selbst Fodors ehemaliger Vorgesetzter in Halle meinte, es sei der Jerusalemer Naturwissenschaft nicht gerade zuträglich, dass Fodor sich mit Händen und Füßen gegen die Berufung eines Fachmanns für Organische Chemie sträube und lie-

³² Magnes an Weizmann, 10. Februar 1928. Personalakte Fodor. Archiv der Hebräischen Universität Jerusalem.

³³ Leo Kohn, London an Albert Einstein, 17. Mai 1928. Albert Einstein Archiv, Nr. 36–1031.

³⁴ Einstein an Fodor, 17. Mai 1928. Albert Einstein Archiv, Nr. 36–1035.

³⁵ Fodor an Kurt Blumenfeld, 23. Mai 1928. Albert Einstein Archiv, Nr. 36–1038.

ber weitere Biochemiker, Kolloid-Chemiker und Physikalische Chemiker kommen lasse.³⁶ Die Entscheidung über Fodors Status fiel schließlich Ende 1928, nachdem sich eine spezielle Kommission um die Beilegung des Streits bemüht hatte. Magnes gab Fodor den Rat, unter den gegebenen Umständen Professor an der Hebräischen Universität zu bleiben, zumal er ihm ja bereits mündlich mitgeteilt habe, dass dies sein eigentlicher Wunsch sei.³⁷ So verblieb Fodor für den Rest seiner langen Karriere an der Hebräischen Universität.³⁸

1933 rückte die Aussicht näher, höhere Studienabschlüsse verleihen zu können, als bekanntgegeben wurde, dass die Zulassung von Doktoranden in naturwissenschaftlichen Fächern erwogen werde. (Der erste naturwissenschaftliche M.Sc. wurde 1935 verliehen, der erste Dokortitel 1938.)³⁹

Die Zeit nach 1933: aus Deutschland geflohene Wissenschaftler

Chaim Weizmann war durch die negativen Folgen von Fodors Schwierigkeiten im Umgang mit Kollegen höchst beunruhigt. Er kollidierte immer häufiger mit Fodor, der bis in die Mitte der dreißiger Jahre die wichtigste Figur in der Auseinandersetzung mit Einstein war. Wie Fodor vertrat Einstein die Auffassung, ein wissenschaftliches Forschungsinstitut müsse autoritär geführt werden. Im Oktober 1927 schrieb Einstein an Fodor, die akademische Situation in Jerusalem sei beklagenswert und aussichtslos, talentierte Wissenschaftler würden

³⁶ Abderhalden an Einstein, 1. August 1928. Albert Einstein Archiv, Nr. 45–364. Im Unterschied zu Fodor betrachtete Abderhalden die Berufung eines Fachmanns für Anorganische Chemie an die Hebräische Universität als vorteilhaft.

³⁷ Magnes an Fodor, 9. November 1928. Personalakte Fodor. Archiv der Hebräischen Universität.

³⁸ 1931 wurde die Einrichtung einer Abteilung für Anorganische Chemie (einschließlich Physikalische Chemie) unter Leitung von Bobtelsky in Betracht gezogen. Allerdings kam dieses Projekt trotz energischer Unterstützung durch Chaim Weizmann nicht zustande, obwohl im selben Jahr die Abteilung für Biologie gegründet wurde, die sich ebenfalls mit Chemie befasste.

³⁹ Eine solide Grundlage in Chemie galt als wichtig für die geplante landwirtschaftliche Hochschule, an der im Studienjahr 1933/34 ein agronomischer Studiengang beginnen sollte, der teilweise an der Abteilung für Biologie und teilweise an der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Rechovot stattfinden sollte. Eine landwirtschaftliche Fakultät entstand an der Hebräischen Universität erst 1942. Vgl. The Hebrew University of Jerusalem – Information for Students 1933/34, Jerusalem, Mai 1933.

nicht lange bleiben.⁴⁰ Im Juni 1928 trat er von seinen Ämtern im Direktorium und im Akademischen Rat der Hebräischen Universität zurück und teilte Fodor mit, wie unzufrieden er mit der Art und Weise sei, wie die Universität geführt werde. Einen Skandal wollte er aus seinem Rücktritt freilich nicht machen, denn dies würde den „Gojim und Anti-Zionisten“ in die Hände spielen.⁴¹ Aus denselben Gründen bat er auch Fodor, im Amt zu bleiben.

1933 war Weizmanns Urteil über die wissenschaftliche Arbeit an der Hebräischen Universität, insbesondere im Fach Chemie, derart negativ, dass er ein völlig neues Forschungsinstitut für Chemie in Rechovot plante. Daraufhin bemühte man sich, deutsch-jüdische Flüchtlinge für das 1934 zu eröffnende Daniel-Sieff-Forschungsinstitut zu gewinnen. Einstein allerdings sah für sich keine Zukunft in Palästina. Was die Hebräische Universität betrifft, so lehnte er es strikt ab, sich dem Diktat von Magnes zu beugen. Insbesondere dessen Bereitschaft, auf die Wünsche großzügiger Geldgeber einzugehen, war in Einsteins Augen der akademischen Qualität der wissenschaftlichen Arbeit abträglich. Darüber hinaus lehnte Einstein auch das von Magnes vertretene amerikanische College-System ab und bevorzugte im Sinne der deutschen Tradition akademische Einrichtungen mit Forschung und Lehre auf möglichst hohem Niveau. Außerdem bezweifelte er, dass die Hebräische Universität geflüchtete Naturwissenschaftler anziehen werde. Zur Überwindung dieser Schwierigkeit schlug er vor, in England einen akademischen Rahmen zu schaffen, in dem sich emigrierte Naturwissenschaftler auf eine neue Laufbahn, vorzugsweise in Palästina an der Hebräischen Universität, vorbereiten könnten. Damit war Weizmann nicht einverstanden. Zusätzlich zur Errichtung seines eigenen Sieff-Instituts begann er, den Ausbau des Faches Chemie an der Hebräischen Universität in Jerusalem voranzutreiben.⁴²

⁴⁰ Einstein an Fodor, 19. Oktober 1927. Albert Einstein Archiv, Nr. 36–984.

⁴¹ Einstein an Fodor, 28. Juni 1928. Albert Einstein Archiv, Nr. 37–003/004. Siehe auch Zeev Rosenkranz: „Lofty Spiritual Centre“ or „Bug-Infested House“? Albert Einstein’s Involvement in the Affairs of the Hebrew University 1919/1935. In: *The History of the Hebrew University*, I, S. 386–394 (hebr.).

⁴² Zum Konflikt zwischen Weizmann und Einstein siehe Rosenkranz: *Albert Einstein’s Involvement in the Affairs of the Hebrew University 1919–1935*. In: *Proceedings of the Eleventh World Congress of Jewish Studies*. Division B. III. Jerusalem 1994, S. 228–234.

1933 wurde eine Kommission unter der Leitung des britischen Universitätsbeauftragten Sir Philip Hartog damit beauftragt, Mittel und Wege zur Verbesserung der unerfreulichen Situation zu suchen. Die Kommission nahm ihre Tätigkeit im November auf. Ihr Bericht erwähnt ausdrücklich die dem Direktorium bekannten schwierigen Verhältnisse in der Abteilung für Chemie, die inzwischen aus zwei getrennten Abteilungen unter Fodor und Bobtelsky/Weizmann bestand.⁴³

Dass die Kommission Fodor und Israel J. Kligler, den Leiter des Instituts für Öffentliche Hygiene und Bakteriologie, wegen zu starker Einmischung in die Forschungstätigkeit und schlechter Behandlung jüngerer Kollegen kritisierte, ging wohl auf Chaim Weizmann zurück. Ein wichtiges Ergebnis des Hartog-Berichts bestand darin, dass Magnes' Vollmacht beschnitten und ein Rektor für die Beaufsichtigung akademischer Belange eingesetzt wurde. Die Universität erhielt auch einen administrativen Leiter, Dr. David Werner Senator, der zuvor für die Jewish Agency tätig gewesen war. Was die Empfehlung betraf, einen der aus Deutschland geflüchteten Naturwissenschaftler zum Professor für Physikalische oder Organische Chemie zu berufen, so hatte Weizmann bereits vor der Hartog-Kommission Versuche in diese Richtung unternommen.⁴⁴

Weizmann setzte sich energisch für den Ausbau der Jerusalemer Chemie ein, und zwar in eine Richtung, auf die Fodor keinen Einfluss haben sollte. Die Notwendigkeit, eine breitere wissenschaftliche Grundlage zu schaffen und die Vorherrschaft der Biochemie zu brechen, führte 1935 zur Gründung einer naturwissenschaftlichen Fakultät, die der Abteilung für Biologie übergeordnet war. Chaim Weizmann fungierte als Dekan der neuen Fakultät, wodurch es ihm gelang, die Jerusalemer Naturwissenschaften von der Umklammerung durch „die biologische Clique Kligler-Fodor *et tutti quanti*“ zu befreien.⁴⁵

Weizmann bemühte sich sehr um die Gewinnung etablierter und vielversprechender jüdischer Naturwissenschaftler, aber nur wenige kamen nach Palästina, und noch weniger blieben

⁴³ Report of the Survey Committee of the Hebrew University of Jerusalem, 1934.

⁴⁴ Weizmann an Magnes, 5. September 1933. In: Barnett Litvinoff (Hg.): *The Letters and Papers of Chaim Weizmann*. Jerusalem 1978, XVI, S. 45.

⁴⁵ Weizmann an Lola Han-Warburg, 6. Mai 1935. In: Michael Chayut: *From Berlin to Jerusalem. Ladislaus Farkas and the Founding of Physical Chemistry in Israel*. In: *Historical Studies in the Physical and Biological Sciences* 24 (1994), S. 327–263, hier S. 251.

dort auf Dauer. Es sollte Weizmann nicht gelingen, berühmte deutsch-jüdische Naturwissenschaftler wie James Franck, Fritz Haber und Richard Willstätter oder vielversprechende jüngere Forscher wie Fritz London und Otto Stern nach Palästina zu bringen. Der Biochemiker Carl Neuberg, bis 1934 Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biochemie, unterrichtete ab 1938 eine Zeit lang an der Hebräischen Universität, zog dann aber weiter in die USA: Er fühle sich zu alt, um sich an die harten Bedingungen in Jerusalem zu gewöhnen.

Um 1939 waren von den zahlreichen aus Mitteleuropa geflüchteten Neueinwanderern nur drei relativ junge Männer bereits wissenschaftlich etabliert. Das waren der Physiker Giulio Joel Racah (aus Italien),⁴⁶ der physikalische Chemiker Ladislaus Farkas und der Organische Chemiker Ernst David Bergmann. Racah und Farkas wurden an der Hebräischen Universität tätig. Bergmann war 1934 nach Palästina gekommen, um an der Errichtung des Sieff-Instituts mitzuwirken. Trotz der ungünstigen Forschungsbedingungen und der Weigerung zahlreicher bedeutender Emigranten-Wissenschaftler, an eine Auswanderung nach Palästina auch nur zu denken, erhielt das Fach Chemie durch den Zuzug von Farkas und Bergmann aus Deutschland großen Aufschwung. Sie nahmen sowohl auf die Grundlagenforschung als auch auf die industrielle Anwendung und kriegsrelevante Forschung entscheidenden Einfluss.

Die Ära Farkas: Neuere Chemie

Seit 1935, als die zweite Einwanderungswelle von in Deutschland ausgebildeten Naturwissenschaftlern begann, wurden die Abteilungen (Institute) immer mehr nach amerikanischem und britischem Muster geführt. Statt des Direktoriums übernahm der neu geschaffene Senat der Universität die Betreuung der akademischen Belange. Der Übergang in ein neues und letzten Endes erfolgreicherer Zeitalter ging zumindest im Fach Chemie mit einem neuen Forschungsstil einher, wodurch allerdings finanzielle Engpässe entstanden, denn die experimentelle Arbeitsweise erforderte die Anschaffung teurer technischer Apparate.

⁴⁶ Zu Rakah siehe Issachar Unna: The Genesis of Physics at the Hebrew University of Jerusalem. In: *Physics Perspectives* 2 (2000), 336–380.

Ladislaus Farkas (1904–1948) hatte seinen Dr.-Ing. in 1928 in Physikalischer Chemie an der Berliner Technischen Hochschule erworben. Sein Doktorvater an Fritz Habers Kaiser-Wilhelm-Institut für Physikalische Chemie und Elektrochemie in Berlin war Karl Friedrich Bonhoeffer. Als Jude wurde Farkas 1933 aus seiner Position an diesem Institut entlassen. Er ging zunächst nach England, wo er eine vorläufige Stelle in Cambridge erhielt. Es war Fritz Haber, der Farkas als Direktor der Abteilung für Physikalische Chemie am Sieff-Institut empfahl. Farkas traf im September 1934 mit Weizmann zusammen, und die Möglichkeit, ein neues Institut mitaufzubauen, sprach ihn sehr an. Bei seiner Entscheidung, nach Palästina überzusiedeln, spielte Zionismus keine Rolle. Farkas' Ankunft in Palästina fiel zufällig genau in den Zeitraum, in dem Weizmann die Vorherrschaft der Kligler-Fodor-„Clique“ brechen wollte, indem er ein neues, von Farkas unabhängiges Institut für Chemie in Jerusalem gründete. So wurde Farkas 1935 im Alter von nur 31 Jahren zum Gründungsdirektor der Abteilung für Physikalische Chemie – nicht in Rechovot, sondern an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

Zusammen mit seinem Bruder Adalbert (der bis 1933 Bonhoeffers Assistent in Frankfurt gewesen war) etablierte Ladislaus Farkas im britischen Mandatsgebiet Palästina und späteren Staat Israel das Fach Physikalische Chemie.⁴⁷ Die Brüder Farkas führten ihre in Deutschland begonnenen Untersuchungen zu Para- und Orthowasserstoff weiter, erforschten die Photochemie von Lösungen und die Katalyse bei der Hydrierung. Laut Ephraim Katzir, der bei Farkas studiert hatte, hat Farkas die moderne Chemie nach Palästina/Israel gebracht. Außerdem sei er ein ausgesprochen angenehmer Mensch gewesen.⁴⁸

Ernst David Bergmann: Synthetische Organische Chemie

Obwohl Max Frankel die Organische Chemie in Jerusalem begründet hatte, wurde er von Felix Bergmanns Bruder Ernst David zunehmend in den Hintergrund gedrängt, was ihn sehr ver-

⁴⁷ Michael Chayut, *From Berlin to Jerusalem* (wie Anm. 45). Siehe auch den Ausstellungskatalog von Leorah Kroyanker, Rivka Plesser und Ruth Geva: *Prof. L. Farkas 1904–1948. The Story of a Scientific Pioneer*. Jerusalem 1998 (engl. und hebr.). Bonhoeffer war 1930 nach Frankfurt gegangen.

⁴⁸ Ephraim Katzir an Ute Deichmann, 27. Mai 1998.

bitterte.⁴⁹ Nachdem Ernst David Bergmann im April 1933 seine Privatdozentur in Berlin verloren hatte, schrieb Carl Neuberger eine Empfehlung an Chaim Weizmann. Dieser trug Bergmann die Leitung des neuen Daniel-Sieff-Instituts an, die dieser gern übernahm. Im Januar 1934 übersiedelte er nach Palästina, und bald darauf wurde das Institut eröffnet. Bergmann, der später eine Professur an der Hebräischen Universität erhielt, beeinflusste sowohl das Chemie-Studium als auch die Wissenschaftspolitik in Israel wesentlich.

Aus Deutschland brachte er nicht nur seine Forschungsgebiete mit, sondern auch „typisch deutsche“ Verhaltensweisen wie Pünktlichkeit und hohe Anforderungen an sich selbst und seine Studenten. Allerdings änderte er auch manche seiner Einstellungen, wie sich der Chemiker Chaim Gilon von der Hebräischen Universität erinnert. Sein Ordnungssinn wurde durch seine Improvisationsgabe ergänzt, und er behandelte seine Studenten freundlich, wenn auch distanziert. Wie das „deutsche System“ in Israel unter einzelnen Wissenschaftlern wie Farkas und Bergmann florierte, kommentierte der Nobelpreisträger Roald Hoffmann einmal wie folgt: “[I]n Israel, [...] Bergmann was extremely powerful. He dominated Israel’s organic chemistry for many years. In the beginning it was good, later it seems to me less so. Whereas in the United States it was not possible for the German refugees to duplicate the German hierarchical system, it was possible in Israel.”⁵⁰

Schlussfolgerungen

Die Institutionalisierung des Faches Chemie an der Hebräischen Universität war ungewöhnlich, weil sie nicht auf den drei Hauptbereichen Organische, Anorganische und Physikalische Chemie basierte. Vorherrschend war vielmehr Fodors Versuch, Chemie und Biochemie auf Basis der Kolloidchemie zu etablieren. Dieser Ansatz wurde bis in die 1930er Jahre verfolgt, ungeachtet der Tatsache, dass die weitere Entwicklung von Bio- und Polymerchemie die Grundannahme, dass Kolloide die Grundlage biologischer Abläufe seien und große Moleküle wie Proteine bildeten, obsolet machten. Infolge der starken Bindung an solche umstrittenen Konzepte blieben die

⁴⁹ Aharon Loewenstein an Ute Deichmann, 18. Mai 1998.

⁵⁰ Im persönlichen Gespräch mit Ute Deichmann.

Forschungsergebnisse eher bescheiden, und die selbstgefällige Haltung wirkte sich zusätzlich negativ auf die institutionelle Wissenschaftspolitik aus.

Ein derart markantes Beispiel für den Export des deutschen Wissenschaftsbetriebs gibt es sonst nirgends. Im Ergebnis erzielte Fodor damit einen negativen „Gründereffekt“. Die Situation änderte sich erst gegen Mitte der dreißiger Jahre, als mit der Vertreibung jüdischer Wissenschaftler aus Nazi-Deutschland plötzlich etliche begabte jüngere Chemiker zur Verfügung standen. Aber nur wenige begaben sich ins britische Mandatsgebiet Palästina, unter ihnen Ladislas Farkas, der die Chemie an der Hebräischen Universität auf eine neue Grundlage stellte: durch bedeutende Entdeckungen im Bereich der theoretischen Physikalischen Chemie und durch den Beginn von (zumindest zu seiner Zeit) erfolgreicher Zusammenarbeit mit der Industrie.

Chaim Weizmann hatte Fodor als den ersten Leiter chemischer Forschung an der Hebräischen Universität nach Jerusalem gebracht, wo dieser das chemische Institut nach deutschem Muster errichtete und führte; doch war Weizmann auch derjenige, der später Fodors Machtposition einschränkte, indem er Farkas an die Universität holte. Farkas' Einfluss war weitreichend, insbesondere in Bezug auf die Qualität der Forschung in der Physikalischen und Theoretischen Chemie. Die Organische Chemie dagegen musste die Unzulänglichkeiten, die auf die Persönlichkeiten der Gründungsphase zurückzuführen waren, erst noch überwinden. Einem weiteren Einwanderer aus Deutschland, Ernst David Bergmann, gelang es schließlich, die Organische Chemie umzugestalten und auf internationales Niveau zu heben. Farkas und Bergmann wären womöglich weniger einflussreich geworden, hätten sich ältere, berühmtere Naturwissenschaftler wie Fritz Haber oder Richard Willstätter entschlossen, ins Mandatsgebiet Palästina zu emigrieren.

Hinsichtlich der akademischen Struktur der Hebräischen Universität bestanden grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten. Der Kanzler Judah L. Magnes bevorzugte das amerikanische College-Modell, wohingegen Einstein für das deutsche akademische System eintrat. Da Weizmann sich mit Einstein nicht einigen konnte und außerdem mit der in Jerusalem geleisteten Forschungsarbeit höchst unzufrieden war, gründete er sein eigenes Institut für naturwissenschaftliche Forschung in Rechovot, das spätere Weizmann-Institut.

Deutsche und in Deutschland ausgebildete ungarische Juden haben wesentlich zur Entstehung dieser beiden führenden Forschungseinrichtungen im Nahen Osten beigetragen. Der erhebliche Einfluss, den Ladislaus Farkas und Ernst David Bergmann auf die Entwicklung der Chemie im damaligen Mandatsgebiet Palästina und heutigen Staat Israel ausübten, ist weitgehend ihren wissenschaftlichen Fähigkeiten und persönlichen Qualitäten zuzuschreiben – zum Teil aber auch dem Umstand, dass sie auf ihren Forschungsfeldern so gut wie keine Konkurrenz hatten, weder in Jerusalem noch in Rechovot.

Aus dem Englischen übersetzt von Dafna Mach.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 und 2: Central Zionist Archives, Jerusalem

Dana von Suffrin und Kärin Nickelsen

Die Pflanzen, der Zionismus und die Politik: Aaron Aaronsohn auf der Suche nach dem Urweizen

Zu den Sehenswürdigkeiten von Sichron Jaakow, einer Kleinstadt 20km südlich von Haifa, zählt nicht nur das Grab von Baron Edmond J. de Rothschild, der 1882 diese Siedlung gründete, sondern auch das Museum Beth Aaronsohn. Das Museum – eingerichtet im ehemaligen Wohnhaus der Familie – erinnert an die von Aaron Aaronsohn begründete Untergrundorganisation N.I.L.I.¹, die in den letzten Jahren des Osmanischen Reiches für die Briten Spionage betrieb. Es ist heute ein beliebtes Ausflugsziel für Schulklassen, denen die Geschichte der Organisation als Heldenepos präsentiert wird. Besonderen Reiz bietet dabei ein Besuch des Badezimmers, in dem die jüngste Schwester Aarons, Sarah, sich erschossen haben soll.²

Vermutlich wird der Besucher der Ausstellung ein unscheinbares Exponat übersehen: Gezeigt wird eine kümmerliche Pflanze, ein Weizen mit brüchiger Ähre und bescheidenen Körnern. Er symbolisiert nicht nur Aaron Aaronsohns botanisches und agronomisches Werk, er steht stellvertretend für die Geschichte der zionistischen Botanik. Wieso sich gerade am Weizen das komplexe Verhältnis von Naturwissenschaft, Politik und Zionismus herausarbeiten lässt, darum soll es in diesem Aufsatz gehen.

¹ Abkürzung für „Netzach Jisrael Lo Jeschaker“ (die Ewigkeit Israels wird nicht lügen), ein Vers aus dem 1. Buch Samuel. N.I.L.I. war ein Spionagenetzwerk, das im Ersten Weltkrieg an der Seite der Briten in Palästina gegen das Osmanische Reich kämpfte.

² Die Geschichte von Sarah Aaronsohn wird in Israel auch heute rezipiert: Als die Organisation 1917 aufflog, wurde Sarah von den Osmanen verhaftet, konnte aber unter dem Vorwand, noch die Kleider zu wechseln, kurz ihr Wohnhaus aufsuchen, wo sie sich mit einer versteckten Waffe in eben jenem Badezimmer erschoss. Sarahs Schicksal diente als Vorlage für viele Bücher, die auch heute noch gelesen werden. *Nili* ist zudem bis heute ein gebräuchlicher Vorname für Mädchen.

Wer war Aaron Aaronsohn?

Aaron Aaronsohn (1876 in Rumänien geboren, 1919 tödlich verunglückt) kam im Alter von sechs Jahren aus Rumänien nach Palästina, also zu Beginn der ersten Alija³ (1882–1903). Die Familie ließ sich in der neu gegründeten Siedlung Sichron Jaakow nieder. Der älteste Sohn Aaron zog durch seine Begabung und durch seine Leidenschaft für Naturkunde und Botanik das Interesse des Philanthropen Baron de Rothschild auf sich, der ihn für ein einjähriges Studium der Agronomie an die angesehene *École nationale supérieure d'Agronomie de Grignon* in Frankreich entsandte.⁴ Nach dem Studienjahr kam Aaronsohn zurück nach Palästina, begann mit einer systematischen Erfassung der Flora des Landes, aber auch mit geologischen Studien vor Ort.

„Außerordentlich begabt, die wichtigsten europäischen Sprachen, sowie Hebräisch, Türkisch und Arabisch beherrschend, mit den Landessitten vertraut, von sehr kräftiger Konstitution, war er zum Forscher in den entlegensten und wüsten Gebieten der damaligen Türkei prädestiniert“⁵, heißt es über Aaronsohn in einem Nachruf.

Ab 1901 betrieb Aaronsohn zudem gemeinsam mit dem russischstämmigen, seit 1896 in Palästina ansässigen Agronomen Selig Soskin (1873–1959) in Sichron Jaakow das „agronomisch-kulturtechnische Bureau für Palästina“, das im Auftrag der so genannten „Kommission zur Erforschung Palästinas“ arbeitete und vor allem mit dem Ankauf von Land für zukünftige jüdische Siedlungen beschäftigt war. Geleitet wurde die „Kommission“ von Otto Warburg (1859–1938), einem renommierten Berliner Professor für Botanik. Warburg hatte sich auf Kolonialbotanik spezialisiert, breite Erfahrung dazu auf seinen Forschungsreisen gesammelt, engagierte sich seit etwa 1900 für die Zionistische Organisation und trat engagiert für einen praktischen Zionismus ein, d.h. jene Spielart, die weniger anti-chambrieren und diplomatisch agieren wollte, sondern durch eine faktische Besiedlung Palästinas aktiv wurde. Von 1911



1 Aaron Ahronsohn

³ Einwanderungswelle von Juden nach Palästina.

⁴ Vgl. für Aaronsohns Biographie: Eliezer Livneh: Aaron Aaronsohn, his Life and Time. Jerusalem 1969 [hebr.].

⁵ a.b.: Aaron Aaronsohn zum Gedächtnis. In: Palästina 4, 3 (1933), S. 108–109.

bis 1921 war er Präsident der Zionistischen Organisation.⁶ Mit Aaronsohn arbeitete Warburg in verschiedenen Kontexten zusammen, vor allem, weil er auf die lokale Kenntnis des jüngeren Kollegen angewiesen war. Nicht umsonst galt Aaronsohn zum Zeitpunkt seines Todes als der beste Kenner der natürlichen Gegebenheiten Palästina. Er beeindruckte einerseits die wissenschaftliche Öffentlichkeit, andererseits aber auch die Zionisten; denn wie bei Warburg waren in Aaronsohns Wirken Forschung auf der einen Seite und zionistische politische Agenda auf der anderen Seite eng miteinander verschränkt.

Die wissenschaftliche Arbeit Aaronsohns geriet dennoch fast vollständig in Vergessenheit. Dies beklagte bereits sein erster Biograph Eliezer Livneh in den 1960er Jahren,⁷ und bis heute hat sich daran wenig geändert. In aktuellen (populärwissenschaftlichen) Publikationen wird Aaronsohn wahlweise als charismatischer Haudegen⁸, als mythische Heldenfigur und genialer Strategie⁹ oder bestenfalls als „obskurer Agronom“¹⁰ dargestellt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hingegen war die botanische Arbeit Aaronsohns deutlich präsenter. Geradezu enthusiastisch schrieb etwa der amerikanische Jurist und Zionistenführer Louis Brandeis in einer Rede (1913) über seine Begegnung mit Aaronsohn:

“A fortnight ago it was my privilege to spend the evening with one of the most interesting, brilliant and remarkable men I have ever met. He is the son of a poor Roumanian [sic] Jew who migrated from his native land thirty-two years ago to take up his residency in Palestine, the land of his father The son, who is now at the head of the Jewish Agricultural Experi-

⁶ Zu Warburg steht eine umfangreiche historiographische Monographie noch aus. Vgl. zu seinem institutionellen Schaffen in Palästina: Frank Leimkugel: *Botanischer Zionismus. Otto Warburg (1859–1838) und die Anfänge institutionalisierter Naturwissenschaften in „Erez Israel“*. Berlin 2005; zu seinem technokratischen Werk in Palästina Derek Jonathan Penslar: *Zionism, Colonialism, and Technocracy. Otto Warburg and the Commission for the Exploration of Palestine, 1903–7*. In: *Journal of Contemporary History* 25 (1991) S. 143–160. Und ders.: *Zionism and Technocracy. The Engineering of Jewish Settlement in Palestine, 1870–1918*. Bloomington 1991.

⁷ Livneh: Aaron Aaronsohn (wie Anm. 4), S. 5.

⁸ Vgl. Shmuel Katz: *The Aaronsohn Saga*. Jerusalem u.a. 2007.

⁹ Patricia Goldstone: *Aaronsohn's Maps. The Untold Story of the Man who might have created Peace in the Middle East*. San Diego 2007.

¹⁰ Daniel Allen Butler: *Shadow of the Sultan's Realm. The Destruction of the Ottoman Empire and the Creation of the Modern Middle East*. Washington 2011.

ment Station in Palestine, is Aaron Aaronsohn. He made what is considered one of the most remarkable and useful discoveries in recent years, and possibly of all time.”¹¹

Die hier so begeistert geschilderte Entdeckung war Aaron Aaronsohns Fund des *Urweizens* (d.h. die Urform des Kulturweizens) im Jahr 1906, der weltweit für Aufsehen sorgte. Bevor wir jedoch näher beschreiben, wie es dazu kam, lohnt es sich, einen Blick darauf zu werfen, welche Bedeutung Botanik und Agrarwissenschaft um die Jahrhundertwende in Palästina zukamen.

Zur Rolle der Botanik in Palästina

Die Geschichte der zionistischen Botanik ist bisher nur wenig erforscht – trotz ihrer historischen Relevanz und ungeachtet der Tatsache, dass sie ein ideales Beispiel bietet für eine Disziplin, die untrennbar mit Politik und Ideologie verwoben ist. Pionierarbeiten zu diesem Thema gehen auf den israelischen Wissenschaftshistoriker Shaul Katz zurück, der Verbindungslinien von Botanik- und Agrargeschichte des *Jischuv* zur europäischen Kulturgeschichte zog.¹² Auf Katz gehen auch wichtige Arbeiten zu Aaronsohn zurück, an die dieser Aufsatz anknüpft. Dabei wird hier eine neue Perspektive eröffnet, indem wir stärker den (kolonial-)botanischen Hintergrund der *Urweizen*-Episode ausloten und neues Quellenmaterial berücksichtigen. Die spezifische Rolle von deutschen Wissenschaftlern im sogenannten „Botanischen Zionismus“ und seinen Institutionen, insbesondere von Otto Warburg, hat Frank Leimkugel herausgearbeitet.¹³ Die Bedeutung dieser Wissenschaftler als „settlement engineers“ wurde auch von Derek Penslar betont.¹⁴ Damit ist das Themenfeld jedoch bei weitem nicht ausgeschöpft. Der Forschungsrückstand ist umso erstaunlicher als eine reiche Historiographie der *praktischen* Landwirtschaft – etwa zur

¹¹ Louis Dembitz Brandeis: Brandeis on Zionism. A Collection of Addresses and Statements. Union 1999.

¹² Shaul Katz: Aaron Aaronsohn: Reshit ha'mada ve-reshit ha'mekhkar h'hakklai b'erez-israel. In: *Cathedra*3 (1977), S. 3–29; ders.: On the Wings of the Brittle Rachis: Aaron Aaronsohn from the Rediscovery of the Wild Wheat („Urweizen“) to his Vision „For the Progress of Mankind“. In: *Israel Journal of Plant Science* 39(2001), S. 5–17; ders. und Joseph Ben David: Scientific Research and Agricultural Innovation in Israel. In: *Minerva*13, 2 (1975), S. 152–182.

¹³ Leimkugel: *Botanischer Zionismus* (wie Anm. 6).

¹⁴ Vgl. Penslar: *Zionismus* (wie Anm. 6).

Geschichte kollektiver Siedlungsprojekte – vorliegt.¹⁵ Die Bedeutung, die auch der wissenschaftlichen Grundlage dieser Projekte beigemessen wurde, wird dabei allzu oft nur am Rande erwähnt.

Interessante Ansatzpunkte zur Beschreibung der Rolle der Botanik im *Jischuv* bieten jüngere Arbeiten zur Siedlungs- und Kolonialgeschichte¹⁶ anderen Ortes, etwa das Konzept der „sciences of settling“ von Libby Robin (1997).¹⁷ Unter diesen Begriff fasst sie solche Wissenschaften, die das Besiedlungsprojekt vorantreiben, indem sie an den von der Natur gesetzten Grenzen der schon kolonisierten Gebiete agieren und diese im besten Fall verschieben. Robin argumentiert, dass auch der Ausbau von Botanik oder Entomologie, d.h. Insektenkunde, um 1900 häufig diesem Muster folgte, indem neben das taxonomische Sachinteresse – die *science pour la science* sozusagen – zunehmend anwendungsbezogene, politische Interessen rückten, die zumindest in der Rhetorik (nicht zuletzt im Kontext von Forschungsförderung) deutliches Übergewicht gewannen. „With the sciences of settling came the rhetoric of ‚science for development‘“, so Robin.

¹⁵ Vgl. das klassische Werk von Alex Bein: *The Return to the Soil. A History of Jewish Settlement in Israel*. Jerusalem 1952. Aktueller und kritischer ist: Ruth Kark: *The Land that became Israel. Studies in Historical Geography*. New Haven 1990. Yossi Ben-Artzi: *Early Jewish Settlement Patterns in Palestine, 1882–1914*. Jerusalem 1997; Ilan Troen: *Imagining Zion. Dreams, Designs, and Realities in a Century of Jewish Settlement*. New Haven, London 2003.

¹⁶ Wir sind uns der Problematik des Begriffes „Kolonialismus“ im zionistischen Kontext bewusst – das zionistische Unterfangen unterscheidet sich grundsätzlich vom zum Beispiel britischen Imperialismus des 18. Jahrhunderts. Die Unterscheidung, die Ran Aaronsohn macht, scheint uns schlüssig: *Colonization* meint den Akt der Migration und die Gründung neuer Siedlungen – ein Begriff, der den Zionismus also gut beschreibt. Davon abzugrenzen wäre *Colonialism*, der Akt der Eroberung eines fremden Territoriums oder eines fremdes Volkes. Ran Aharonson: *Rothschild and Early Jewish Colonization in Palestine*. Jerusalem 2000, S. 17–19. Nichtsdestotrotz sind viele Konzepte aus der Kolonialismusforschung auch in unserem Falle fruchtbar. Die zionistischen Botaniker sprechen darüber hinaus selbst häufig von „Kolonisation“. Vgl. die Diskussionen bei Ivonne Meybohm: *David Wolffsohn. Aufsteiger, Grenzgänger, Mediator. Eine biografische Annäherung an die Geschichte der frühen Zionistischen Organisation (1897–1914)*. Göttingen 2013, S. 283–284; Irus Bravermann: *Planted Flags. Trees, Land, and Law in Israel/Palestine*. Cambridge 2009, S. 30.

¹⁷ Vgl. Libby Robin: *Ecology: A Science of Empire?* In: Tom Griffiths (Hg.): *Ecology and Empire. The Environmental History of Settler Societies*. Keele 1997, S. 63–75, hier S. 65. Robin untersucht die beschriebenen Prozesse am Beispiel der Ökologie und ihrer politisch aufgeladenen Rolle in Australien.

Eine ähnliche Dynamik finden wir bei der Botanik sowie ihrer Anwendung in Form von Agrarwissenschaft in Palästina. Doch die Doppelbödigkeit dieser Wissenschaften, die enge Verschränkung ihres epistemischen und ideologischen¹⁸ Gehalts, geht in diesem Fall noch darüber hinaus¹⁹ Das Wissen, das Gebiete wie Botanik und Agrarwissenschaft zu generieren vermochten, war in der praktischen Anwendung von Bedeutung – denn eine jüdische Bevölkerung in Palästina musste ernährt werden. Das Wissen um die Lebenszyklen und Bedürfnisse von Nutzpflanzen, Strategien zur Optimierung von Getreideerträgen, Bekämpfung von Schädlingen und Identifikation sowie Kultivierung neuer Nutzpflanzen vermochten dazu entscheidend beizutragen. Diese Forschungen waren nicht palästina-spezifisch: Das Deutsche Kaiserreich, die Heimat vieler früherer Zionisten, nahm hierbei eine Vorreiterrolle ein. Die Züchtungsforschung, vor allem die Pflanzenzucht, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einer akademischen Disziplin entwickelt hatte, sollte sich mehr und mehr professionalisieren.²⁰ Zwei Motive für den Ausbau dieser Forschungsrichtung waren maßgeblich: das Bestreben um eine Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge durch agrarwissenschaftlichen Fortschritt und die Unterstützung der deutschen Expansions- und Kolonialbestrebungen. Die Wissenschaftler nahmen diese Erwartungen gerne auf: „Die Pflanzenzüchtung fördern heißt, die Machtmittel des Reiches zu mehren“²¹, formulierte im

¹⁸ Ideologie wird hier verstanden als Glaubens- und Symbolsystem, dessen Grundsätze handlungsleitend werden. Vgl. Terry Eagleton: *Ideology. An Introduction*. London, New York 1997.

¹⁹ Vgl. dazu auch Robert C. Olby (Hg.): *Companion to the History of Modern Science*. London, New York 1990.

²⁰ Vgl. Jonathan Harwood: *Politische Ökonomie der Pflanzenzucht in Deutschland, ca. 1870–1933*. In: Susanne Heim (Hg.): *Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus*. Göttingen 2002, S. 14–34. Siehe auch Jonathan Harwood: *Linkage before Mendelism? Plant-Breeding Research in Central Europe, ca. 1880–1910*. In: Hans-Jörg Rheinberger, Jean-Paul Gaudillière (Hg.): *Classical Genetic Research. The Mapping Cultures of Twentieth-Century Genetics*. London, New York 2004, S. 7–20.

²¹ Ludwig Kühle: *Eröffnungsansprache*. In: *Beiträge zur Pflanzenzucht 4* (1914), S. 1–4, hier S. 4. Zitiert nach Thomas Wieland: „Die politischen Aufgaben der deutschen Pflanzenzüchtung“. NS-Ideologie und die Forschungsarbeiten der akademischen Pflanzenzüchter. In: Heim (Hg.): *Autarkie und Ostexpansion* (wie Anm. 20), S. 35–56, hier S. 38. Der Aufsatz basiert auf der Dissertation von Wieland, publiziert als: „Wir beherrschen den pflanzlichen Organismus besser“. *Wissenschaftliche Pflanzenzüchtung in Deutschland, 1889–1945*. München 2004.

Jahr 1914 Ludwig Kühle, Vorsitzender der Gesellschaft zur Förderung deutscher Pflanzenzucht. Deutsche Zionisten wie Otto Warburg – der Mitglied in verschiedenen Gremien der Deutschen Kolonialgesellschaft war – waren sich nicht zuletzt aufgrund dieses Kontextes der zentralen Bedeutung dieser Forschungsrichtungen für ihre Siedlungsprojekte bewusst und versuchten diese Erfahrungen auch in Palästina umzusetzen. In diesem Sinne lässt sich die Botanik durchaus als „science of settling“ verstehen.

Andererseits diente die Botanik zunehmend als Ressource zur wissenschaftlich gestützten Legitimierung des Siedlungsprojektes: zur Begründung des Anspruchs jüdischer Siedler auf das Heilige Land. Beides wurde insbesondere von der Gruppe der praktischen Zionisten geschätzt, zu denen auch Otto Warburg zählte – sei es durch die Etablierung von Siedlungen, sei es durch das Pflanzen von Bäumen, wie die britische Geographin Joanna Long argumentiert: „The material implications of casting a landscape as political territory in this way are intimately bound up with the planting of trees, as this drew ‘unproductive’ lands under the control of the state and pre-state institutions and enabled the exercise of territorialised sovereignty, in accordance with long-established European traditions of articulating monarchial and colonial power.”²²

Der Beitrag der Botanik (inklusive des Pflanzenbaus und der Pflanzenzucht) zum Aufbau der Siedlungen in Palästina und damit letztlich zur Vorbereitung des jüdischen Staates (der sich bis heute durch seine landwirtschaftlichen Innovationen und Leistungen definiert) war damit immens: sei es im Großen, durch die Bereitstellung praktischer Grundlagen und theoretischer Konzepte zur Aufforstung Palästinas durch den Jüdischen Nationalfond;²³ sei es im Kleinen, durch die Entdeckung eines unscheinbaren Weizenhalmes der Art *Triticum diccoides* – der das Potential einer gewaltigen kulturgeschichtlichen Debatte barg. Das bringt uns zurück zu Aaron Aaronsohn.

²² Joanna Long: Rooting Diaspora, Reviving Nation: Zionist Landscapes of Palestine-Israel. In: Transactions of the Institute of British Geographers 34, 1 (2008), S. 61–77, hier S. 63. Vgl. Shaul Ephraim Cohen: The Politics of Planting. Israeli-Palestinian Competition for Control of Land in the Jerusalem Periphery. Chicago 1993, S. 2–3; Bravermann: Planted Flags (wie Anm. 16).

²³ Zvi Shilony: Ideology and Settlement: The Jewish National Fund, 1897–1914. Jerusalem 1998.

Eine bemerkenswerte Entdeckung

Es war der bereits erwähnte Otto Warburg, der Aaronsohns Aufmerksamkeit auf den *Urweizen* lenkte. Warburg machte Aaronsohn 1902 während dessen Aufenthaltes in Berlin mit einigen Kollegen bekannt, darunter dem Botaniker (und konvertierten Juden) Paul F.A. Ascherson (1834-1913) und dem Afrikaforscher Georg Schweinfurth (1836-1925). Die Gruppe stellte für ihn eine Liste von Pflanzen zusammen, nach denen er in Palästina suchen sollte, darunter auch den so genannten *Urweizen* – so berichtete Aaronsohn retrospektiv dem seinerzeit bedeutendsten Getreideforscher und Botaniker Friedrich Körnicke (1828-1908).²⁴ Der Hintergrund war, dass 1855 der österreichische Botaniker Theodor Kotschy (1813-1866) ein Exemplar dieser Pflanze am Berg Hermon (damals Syrien, heute Israel) gefunden hatte. 1873 wurde Körnicke auf das im Wiener Herbarium konservierte Exemplar aufmerksam und erklärte es „in einer sehr kurze[n] Mitteilung“²⁵ zur Stammform des Kulturweizens²⁶. Doch wurde Körnickes Spekulation kaum beachtet,²⁷ da das einzige vorhandene Exemplar auch als verwilderter Zivilisationsflüchtling – also als kultivierte Pflanze – gedeutet werden konnte.

Aaronsohn wurde tatsächlich fündig. Er hatte vergebens nach der Pflanze in Gebieten gesucht, die ihm von den Berliner Botanikern als viel versprechend genannt worden waren; er fand den *Urweizen* dann – seinen eigenen Angaben zufolge – durch Zufall, als er sich in einem Weingarten in Rosch-Pinah von der anstrengenden Suche erholte. Dort, so heißt es in einer zeitgenössischen Beschreibung, „gawahrte er nämlich inmitten der Weingärten dieser Kolonie in der Spalte eines Kalkfelsens eine Pflanze, die ganz wie eine Getreidepflanze aussah und sich bei näherer Betrachtung als eine *Triticum* (Weizen-)art erwies, deren Spindel brüchig war und deren reife Aehrchen sich bei der geringsten Erschütterung lockerten.

²⁴ Aaron Aaronsohn an Friedrich Körnicke, 28. März 1907, S. 1. Archiv Beth Aaronsohn.

²⁵ August Schulz: Die Geschichte der kultivierten Getreide. Halle a.d.S. 1913, S. 12-13.

²⁶ F.J. Zeller: Wildemmer (*Triticum*). Seine Entdeckung und Bedeutung für die Weizenzüchtung. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Pflanzenbauwissenschaften 20 (2008) (zugleich: Vorträge für Pflanzenzüchtung 77 (2008)), S. 123-127, hier: S. 124.

²⁷ Schulz: Die Geschichte (wie Anm. 25), S. 12-13.

Dies waren die Eigenschaften, durch welche sich die wilden Formen auch anderer Getreidearten von den kultivierten Formen vor allem unterscheiden“.²⁸ Mit diesem Exemplar vor Augen konnte Aaronsohn nun auch anderen Ortes diese Form des Weizens aufspüren. Mit einem besonders wohl geformten Exemplar aus Rosch-Pinah sowie anderen Exemplaren aus der Nähe von Raschaja und vom Berg Hermon kehrte er schließlich zurück.

Die Glaubwürdigkeit dieser Anekdote im Weingarten sei einmal dahin gestellt; in jedem Fall schickte Aaronsohn im Anschluss daran seinen Fund nach Berlin, um die Pflanzen von Körnicke und Schweinfurth untersuchen zu lassen – nicht zuletzt deswegen, weil ihm vor Ort einerseits die nötige Fachliteratur, andererseits botanische Vergleichsexemplare zur sicheren Bestimmung fehlten.²⁹ Die erste Beschreibung des Fundes stammt von Georg Schweinfurth und wurde in *Palästina veröffentlicht, in der Zeitschrift für die culturelle und wirtschaftliche Erschliessung des Landes*, die sich selbst als *Zentral-Organ der jüdischen Kolonisationsbewegung im Orient* verstand.³⁰ Weitere Publikationen Schweinfurths folgen in Fachjournalen, mit Blick auf die wissenschaftliche Gemeinschaft; in der *Vossischen Zeitung*, mit Blick auf die breite Öffentlichkeit; und schließlich, möglicherweise als Zugeständnis an Warburg und Aaronsohn, auch in einschlägigen zionistischen Zeitschriften.³¹ Schweinfurth hielt den *Urweizen*-Fund für die wichtigste Entdeckung zu seiner Lebzeit.³² Er sah den *Urweizen* direkt mit der Kulturgeschichte der Menschheit verknüpft: die ersten Menschen, die das „vornehmst[e] Symbo[l] der menschlichen Kultur“³³ kultivierten, seien zugleich dieje-

²⁸ O.A.: Wildwachsende Getreidearten in Palästina und Syrien. In: *Palästina* 1, 2 (1911), S. 24–25, hier S. 24.

²⁹ Darüber klagt Aaronsohn kurz nach dem Fund im oben zitierten Brief an Körnicke: Er müsse jedes Buch und Instrument aus dem Ausland bestellen und sein eigenes sei das einzige Herbarium von Wert in ganz Palästina. Vgl. Aaron Aaronsohn an Friedrich Körnicke, 28. März 1907, S. 1–2. Archiv Beth Aaronsohn.

³⁰ O.A.: Wildwachsende Getreidearten (wie Anm. 28).

³¹ Katz: *On the Wings* (wie Anm. 12), S. 10.

³² Georg Schweinfurth: Über die Bedeutung der „Kulturgeschichte“. In: *Freie Vereinigung für Pflanzengeographie und Systematische Botanik* 8 (1910), S. 28–38, hier S. 31.

³³ Georg Schweinfurth: Die Entdeckung des wilden Urweizens in Palästina. In: *Altneuland. Monatsschrift für die wirtschaftliche Erschließung Palästinas* 9 (1906), S. 266–275, hier S. 268.

nigen, die die Zivilisation begründeten (übrigens eine These, die auch in aktueller Forschung noch herangezogen wird³⁴). Selbstbewusst wirbt Schweinfurth dabei für die These,

„daß botanisch gesicherte Tatsachen unter Umständen mehr Wert beanspruchen können als undeutliche Inschriften und die häufigen Mißdeutungen unterliegenden Texte alter Autoren. [...] [D]enn die Pflanzenarten, wenn auch verhältnismäßig selten als Petrefakten dem Felsen für ewig eingeprägt, sind oft doch von sehr dauernder Beständigkeit, und selbst die dem Fleiße des Menschen ihr Dasein verdankenden Formen gehen in vielen Fällen weit über die Grenzen der geschichtlichen Zeit hinaus, bezeugen gewöhnlich also ein höheres Alter als das geschriebene Wort.“³⁵

Aaronsohns Rolle bei der Entdeckung wird in diesen Berichten marginalisiert: In Schweinfurths Darstellung wird Aaronsohn auf den lokalen Sammler reduziert, der den Weizen im Auftrag der Berliner Botaniker gesucht und gefunden habe. Shaul Katz verweist hier auf die Deutungsmacht kolonialer Denkmuster und Perspektiven, die zwischen Zentrum und Peripherie mit klar zugeschriebenen Rollen hierarchisieren³⁶ – eine kolonialisierte Kolonisation sozusagen. Doch mit Aaronsohns Eintreten in die wissenschaftliche Debatte sollte sich diese Situation bald ändern.

Praktische Anwendung und ideologische Vereinnahmung

Für den *Jischuv* und das zionistische Projekt war der Fund des *Urweizens* von großer Bedeutung, und zwar in den bereits angesprochenen Dimensionen: Einerseits gilt dies mit Blick auf die Siedlungspraxis; man hielt diese „Ur-Form“ des Weizens für besonders widerstandsfähig sowie dem palästinensischen Klima angepasst, und hoffte auf durchschlagende Züchtungserfolge.³⁷ Der *Urweizen* diente als Beweis dafür, dass der in

³⁴ Simcha Lev-Yadun, Avi Gopher und Shahal Abbo: The Cradle of Agriculture. In: *Science* 288 (2000), S. 1602–1603. Vgl. dies.: Plant Domestication and Crop Evolution in the Near East: On Events and Processes. In: *Critical Reviews in Plant Sciences* 31, 3 (2012), S. 241–257.

³⁵ Schweinfurth: Über die Bedeutung (wie Anm. 32), S. 28.

³⁶ Katz: On the Wings (wie Anm. 12), S. 10. Katz bezieht sich dabei auf den bedeutenden Aufsatz von George Basalla: The Spread of Western Science. In: *Science* 156 (1967), S. 611–622.

³⁷ Hillel Oppenheimer: The Instigator's of Aaronsohn's discovery. In: Ders. (Hg.): *Wild and Cultivated Wheats. Classical and Modern Essays on the Origin of Wheat* [hebr.], S. 35–42.

der zionistischen Wahrnehmung brachliegende Orient wirtschaftlich erneuert werden kann. Diese Idee war nicht nur dem „zivilisatorischen“³⁸ Geiste des kolonialistischen Projektes geschuldet, der nicht zuletzt durch Wissenschaft seine Mission voranzutreiben versuchte, sondern legitimierte gleichzeitig auch das botanische Programm der Zionisten um Warburg. Diesem Punkt werden wir uns weiter unten widmen.

Andererseits konnte Aaronsohn einen Beitrag zu internationalen Forschungen leisten und seiner zionistischen Mission zu Legitimität verhelfen, indem er in Auseinandersetzung mit transnationalen und transdisziplinären wissenschaftlichen Hierarchien seine zionistische Position verdeutlichte.

Wie angedeutet avancierte der *Urweizen* zum Signum der ersten menschlichen Zivilisation und darüber hinaus sogar als Indiz für die geographische Lokalisierung derselben. Folgendes lesen wir etwa in einem populären Aufsatz von Robert Chodat (1865–1934), Leiter des Botanischen Institutes der Universität Genf, mit dem Aaronsohn korrespondierte:

“Peoples truly rich are those who cultivate cereals on a large scale. Scores of investigators in all civilized countries devote themselves unceasingly to problems of great social significance, viz., the increase of the national wealth through progress in agriculture. The least discovery in this field, whatever the political journals may say, is more important for a country than a change in the party in power, for it is the history of discoveries and inventions – in the domain of nature, as well as in the intellectual field – that constitutes the real history of civilization.”³⁹

Die Geschichte der Zivilisation sei letztlich, so Chodat, eine Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen; und von überwältigender Bedeutung dabei seien Entdeckungen auf dem Feld, die den nationalen Wohlstand vermehren. Landwirtschaft produziert, in den Augen Chodats und in den Augen vieler Zeitgenossen, Kultur. Für den Zionismus war diese Perspektive von besonderer Bedeutung. Zwar war es den europäischen Juden über Jahrhunderte verwehrt, Landwirtschaft zu betreiben (da sie kein Land erwerben durften),⁴⁰ doch wurden Agrikultur

³⁸ Olby: Companion to the History (wie Anm. 19), S. 10.

³⁹ R. Chodat: A Grain of Wheat [Nachdruck aus dem Popular Science Monthly, Januar 1913]. o.O. o.J. Beth Aaronsohn Archiv.

⁴⁰ Das mag erklären, warum jüdische Wissenschaftler auf den Gebieten Botanik und Pflanzenzucht im Vergleich zu anderen Disziplinen unterre-

und Bauerntum im Zionismus ideologisch stark aufgeladen. Der neue Hebräer sollte durch seiner Hände Arbeit die palästinensische Wüste – so wurde das Land zumindest in weiten Teilen des Zionismus wahrgenommen⁴¹ – zum Blühen bringen.

Vor diesem Hintergrund ist es nahe liegend, dass Aaronsohn selbst das Motiv des *Urweizens* als Signum der Kulturgeschichte aufgreift und zugleich den Fundort mit der Wiege der menschlichen Zivilisation identifiziert.⁴² Er unterstreicht, „dass die Frage des Ursprungs der kultivierten Pflanzen wichtig sei für Landwirte, Botaniker sowie auch für Historiker und Philosophen, die sich mit den Anfängen der Zivilisation beschäftigen“⁴³. Doch in seinen Schlussfolgerungen bleibt er vorsichtiger als Schweinfurth und sieht davon ab, die Ursprünge der Kultur nur aus botanischen Erkenntnissen abzuleiten. Diese Frage ließe sich nur abschließend klären, „wenn, um es mit einem Wort zu sagen, an Stelle der jetzigen Gleichung mit vielen Unbekannten eine vereinfachte Berechnung aller Kulturfaktoren, die dabei mitgewirkt haben, gestattet ist. Diese Faktoren sind in erster Linie Ackerbau, Schrift und Religion.“⁴⁴

Erstaunlicherweise verzichtet Aaronsohn darauf, den Ursprungsort definitiv in Palästina zu lokalisieren (obwohl dies dem zionistischen Projekt in die Hände gespielt hätte), sondern gibt die Euphratländer und Zentralasien an.⁴⁵ Damit gibt Aaronsohn sich als Verfechter der Ex-oriente-Lux-Theorie, „aus dem Osten kommt das Licht“, zu verstehen, nach der menschliche Kultur im Orient entstand.⁴⁶ Er mischt sich jedoch in eine andere Debatte ein, nämlich die Auseinandersetzung da-

präsentiert sind. Vgl. Ute Deichmann: Erfolg und Fachdisziplin – Juden in Chemie und Biomedizin in Deutschland bis 1933. In: Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts 3 (2004), S. 269–292.

⁴¹ Haim Gerber: Zionism, Orientalism, and the Palestinians. In: Journal of Palestine Studies 33, 1 (2003), S. 23–41.

⁴² Vgl. Aaron Aaronsohn: Die Auffindung des Wilden Emmers (*Triticum Dococcum*) in Nordpalaestina. In: Altneuland 7, 8 (1906), S. 213–220.

⁴³ Zitiert nach Aaron Aaronsohn: Über die in Palästina und Syrien wildwachsend aufgefundenen Getreidearten. In: Verhandlungen der Kaiserlich-Königlichen Zoologisch-Botanischen Gesellschaft Wien 59 (1909), S. 485–509. Vgl. auch Alph[onse] de Candolle: Origine des Plantes Cultivées. Paris 1883, vor allem S. 6–22.

⁴⁴ Aaronsohn: Die Auffindung (wie Anm. 42), S. 216–219, hier S. 219.

⁴⁵ Vgl. Ebd., S. 219.

⁴⁶ Vgl. zum Beispiel Ingo Wiwjorra: Germanenmythos und Vorgeschichtsforschung im 19. Jahrhundert. In: Michael Geyer, Hartmut Lehmann: Religion und Nation, Nation und Religion. Beiträge zu einer unbewältigten Geschichte. Göttingen 2004, S. 367–285.

rüber, wie sich die kulturell-rassische Überlegenheit der europäischen Nationen nachweisen ließ. Die Botanik als „objektive“, positivistische Naturwissenschaft sollte Antworten auf die großen kulturellen Fragen der Zeit geben, nicht zuletzt auf die nach der Verortung der jüdischen „Rasse“. Aaronsohn wendet sich sarkastisch gegen die Theorie des österreichischen deutsch-nationalen Archäologen Matthäus Much (1832–1909), nach der die Urzivilisation germanisch sei – diese Theorie sei ein Produkt der Archäologie und der Historie und entbehre naturwissenschaftlicher Fundierung:

„Herr Much [...], der wahrscheinlich verstimmt durch den Fanatismus war, mit dem seitens der Gegenpartei die aufgestellten Hypothesen des ex Oriente lux verfochten wurden, verfiel in einen ganz entgegengesetzten Fanatismus und wollte die ganze Zivilisation, wenn nicht direkt vom Nordpol, so doch möglichst nahe dem Nordpol abgeleitet sehen.“⁴⁷

In diesem Zitat tritt Aaronsohn mit einem Selbstbewusstsein auf, das überrascht – angesichts dessen, dass er noch wenige Jahre zuvor als kolonialisierter Sammler wahrgenommen wurde.

„Am Anfange des 19. Jahrhunderts, wo die Naturwissenschaften mehr in den Vordergrund traten, konnte sich der Forschergeist der Gelehrten nicht mehr mit den früheren Legenden begnügen, die bei den griechischen und römischen Schriftstellern Geltung hatten und oft genug falsch und mangelhaft wiedergegeben wurden. [...] [Heinrich Friedrich] Link und Dureau de la Malle scheinen die Ersten gewesen zu sein, die einsahen, dass der Ursprung der Getreidearten ein Problem ist, welches durch historische Angaben allein nicht gelöst werden kann. Sie suchten daher die Überlieferungen der Alten mit den Ergebnissen der derzeitigen Forschungen auf botanischem, archäologischem und philologischem Gebiete in Einklang zu bringen.“

Übereinstimmend lokalisierten die beiden angeführten Botaniker den Ursprung verschiedener Gras- und Getreidearten im Jordantal bzw. Vorderasien; Aaronsohn selbst fügt hinzu, dass auch der Roggen hier seinen Ursprung hat. Interessant ist hier der Verweis auf „archäologische“ und „philologische“ Befunde, mit denen die botanischen Resultate „in Einklang“ gebracht werden sollen – auch Aaronsohn selbst versuchte dieser

⁴⁷ Aaronsohn: Über die in Palästina (wie Anm. 43), S. 503.

Linie zu folgen. So bringt er selbst archäologische Artefakte, Menhire und Feuerstellen, ins Spiel, die er 1904 mit dem Geologen Max Blanckenhorn bei einem weiteren *Urweizen*-Fundort unweit des Toten Meers entdeckt hatte – diese dienten ihm als unabhängige Belege dafür, hier den Ursprung der Zivilisation zu verorten.⁴⁸ Weiterhin lobt er nicht nur den Versuch, botanische Befunde mit philologischen zu vereinbaren, sondern nutzt sogar selbst einmal die „philologische Methode“, wie er es nennt, als er wilden Weizen und wilden Emmer findet, die sich kaum unterscheiden lassen. Lokales Wissen hingegen, so Aaronsohns Darstellung, sei bei der botanischen Grundlagenforschung in Palästina kaum von Nutzen: Er berichtet, er habe sich wiederholt an Araber gewandt mit der Bitte, ihm Exemplare des Urweizens zu bringen; diese brachten jedoch stattdessen stets Gerste und bezeichneten beide Getreidesorten als „Teufelsgerste“ oder „Wilde Gerste“. Als Aaronsohn sie mit dem arabischen Namen für „Wilden Weizen“ konfrontiert, so sein Bericht, hätten die Araber wohl eher aus Höflichkeit denn aus Überzeugung zugestimmt.⁴⁹ Doch zurück zu Aaronsohns Polemik gegen Much und die Theorie eines Ursprungs der Zivilisation in Nordeuropa. Aaronsohns Fazit dort lautet – und damit war die öffentliche Diskreditierung Muchs endgültig erreicht:

„Der Umstand, dass so zahlreiche Urformen auf ein und demselben Gebiet, nämlich in Syrien vorkommen, scheint eine mächtige Unterstützung derjenigen Theorie zu sein, die den Ursprung des Anbaues der Getreidearten in den Orient verlegt sehen will.“⁵⁰

Für Aaronsohns Umfeld war der Umstand von immenser Bedeutung, dass ausgerechnet Aaronsohn, dem palästinensischen Juden, die Entdeckung gelang (beziehungsweise die Wiederentdeckung – diese Komplikation spielte bezeichnenderweise keine Rolle). So schreibt Chodat über den Ursprung des Getreideanbaus:

“Is it not a singular coincidence that this young Jew, Mr. Aaronsohn, should rediscover in Judea the origin of our cereals, of

⁴⁸ In Kombination mit den zahlreichen wilden Weizenpflanzen, die er auch in diesem Gebiet ausfindig macht, kommt er weiterhin zu dem Schluss, dass „unsere Vorahren“ überwiegend Vegetarier waren. Ebd., S. 497–498.

⁴⁹ Ebd., S. 495.

⁵⁰ Ebd., S. 507.

our civilization? There is material in that for a philosopher or a historian to write a moving page. I have the pleasure of counting Mr. Aaronsohn among my botanical friends, and I may say to you that rarely has an important discovery been made by a more genius and charming man.”⁵¹

Chodat betont also den Fundort „Judäa“, ein Begriff, der heutzutage im Wesentlichen das südliche Westjordanland meint. Der geographische Ort ist nicht nur die mutmaßliche Wiege der Zivilisation, er ist darüber hinaus auch die Heimat des jüdischen Volkes. Auch Aaronsohn selbst betrachtet die Umstände seines Fundes nicht als Zufall; vielmehr war er stolz darauf, dass ein Jude auf *jüdischem* Terrain den Ursprung der Zivilisation nachweisen konnte – aus der Entdeckung folgt hier der territoriale Anspruch:

“I shall not conceal from you that I am very proud that for the first time since prehistoric times man has again tried sowing the prototype of wheat, this work has fallen to Jews (escaped from the ignoble massacres of Russia)⁵², Jewish teams working on Jewish grounds, the historic cradle of the race.”⁵³

Wissen und praktische Anwendbarkeit

Die Bedeutung der Botanik in ihrer praktischen und angewandten Form mag zunächst banal erscheinen – wer spricht in wissenschaftlichen Veröffentlichungen schon über Brot? Tatsächlich war es jedoch für die zionistische Elite Palästinas von essentieller Bedeutung, eine Ernährungsgrundlage für das anzusiedelnde Volk zu schaffen. In vielen Reiseberichten, Palästina-Handbüchern und Palästina-Sehnsüchten spielte der Mythos einer brachliegenden, durch jahrhundertlange Misswirtschaft geschädigten Landschaft eine große Rolle.⁵⁴ Die zionistische Wahrnehmung des Landes lief biblischen Vorstellungen von Fruchtbarkeit und Üppigkeit entgegen. Der Orient wurde, von zionistischer Seite wie auch von den deutschen Botanikern, als großes Experimentierfeld wahrgenommen, das

⁵¹ Chodat: A Grain (wie Anm. 39), S. 41.

⁵² Aaronsohn spielt hier auf die russischen Pogrome nach der Revolution an, vor denen viele Juden nach Palästina geflüchtet sind.

⁵³ Chodat: A Grain (wie Anm. 39), S. 41. Chodat zitiert aus einem Brief von Aaronsohn.

⁵⁴ Zur Diskussion, ob Palästina nun wirklich leer war oder nicht, vgl. etwa Gerber: Zionism (wie Anm. 41), S. 30

unerschöpfliche Ressourcen und noch mehr Chancen bot, Pflanzen in der kolonialistischen Tradition des „Mapping“⁵⁵ zu sammeln, zu katalogisieren – und sie gleichzeitig zu kreuzen, einzuführen, zu verbreiten; kurzum: sie zu wirtschaftlich verwertbaren Objekten zu machen. Aaronsohn schreibt hierzu:

“Thanks to the extraordinary fertility of their soil, these regions were the cradle and centre of the great civilizations of antiquity, and scientists agree that they have lost none of those qualities which then constituted their fruitfulness. Their present economic inferiority is entirely to be ascribed to the political and administrative systems to which all these countries are subject.”⁵⁶

Das Land war also nicht nur historisch betrachtet fruchtbare Wiege und Zentrum der Welt, es war dazu bestimmt, nach Jahrhunderten der Misswirtschaft, unter den Händen der jüdischen Siedler zu altem Reichtum und Fruchtbarkeit zu finden. Die Zionisten waren sich bewusst, dass sie mit den traditionellen landwirtschaftlichen Methoden der arabischen Fellachen nie produktiv genug würden, um Hunderttausende jüdische Siedler zu ernähren. Die wildesten Spekulationen der sogenannten Maximalzionisten wie Davis Trietsch gingen damals von fünf Millionen in Eretz Israel anzusiedelnden Juden aus.⁵⁷

Dieses Problem beschäftigte auch Aaron Aaronsohn. Er führte historische Quellen an, die davon ausgingen, dass vor 2000 Jahren etwa fünf Millionen Menschen im Galil lebten, zu seiner Zeit hingegen sei es nur ein Zehntel davon. Ohne Wissenschaft und Forschung könne man keinen dicht besiedelten *Jischuv* schaffen.⁵⁸ Botanische Unternehmungen wie Boden- und Klimauntersuchungen, Kreuzungsexperimente und die Einführung neuer Arten nach Palästina versprachen landwirtschaftliche Autarkie⁵⁹ und damit eine Lösung für eines der drängendsten Probleme des zionistischen Projektes.

⁵⁵ Zum Beispiel Sebastian Conrad: *Deutsche Kolonialgeschichte*. München 2008, S. 79–81.

⁵⁶ Aaron Aaronsohn: *The Jewish Agricultural Station and its Programme*. In: Israel Cohen (Hg.): *Zionist Work in Palestine*. London 1911, S. 114–120.

⁵⁷ Davis Trietsch: *Palästina-Handbuch*. Berlin 1911, S. 331–332.

⁵⁸ Livneh: Aaron Aaronsohn (wie Anm. 4), S. 91. Vgl. auch: Penslar: *Zionism* (wie Anm. 6), vor allem S. 60–78.

⁵⁹ Vgl. zu der Wichtigkeit des Autarkiekonzeptes im Kaiserreich: Susanne Heim: *Einleitung*. In: Dies. (Hg.): *Autarkie und Ostexpansion* (wie Anm. 20), S. 7–13.



2 Getreidefeld bei Beer Sheva

Dem gleichen Ziel dienten auch andere Forschungen, die unter der Ägide früher Zionisten vorangetrieben wurden, etwa medizinische und pharmazeutische Anstrengungen, das damals drängende Malariaproblem zu lösen.

An dieser Stelle, an der sich wissenschaftliche Motivationen mit praktischen Problemen des Zionismus überlappten, wurde viel Hoffnung in den *Urweizen* gesetzt. 1900 wurden die Mendelschen Regeln, die den Vererbungsvorgang gewisser Merkmale, die nur durch ein Gen bestimmt werden, erklären konnten, auf erweiterter Forschungsgrundlage allgemein gültig. Diesen Entwicklungen der Biologie zu dieser Zeit entsprechend hoffte man, durch Kreuzungen unterschiedlicher Pflanzensorten neue, ertragreiche Sorten zu gewinnen. Aaronsohn entwickelte 1914 zusammen mit seiner Schwester Rivka durch Kreuzung von Kulturweizensorten mit wildem Emmer, also *Urweizen*, glutenreiche Weizenlinien mit hoher Resistenz gegen trockenheiße Winde – ein Weizen, der sich also gut zum Backen eignete, aber auch mit den klimatischen Bedingungen Palästinas zurechtkam.

Aaronsohn nutzte außerdem die *Furore*, die seine Entdeckung machte, um die Realisierung eines Projektes voranzutreiben, das er mit Otto Warburg entwickelt hatte: eine land-

wirtschaftliche Versuchsstation, die 1909 eröffnet werden konnte – nicht zuletzt dank der Gelder, die Aaronsohn auf einer USA-Reise sammeln konnte. Der *Urweizen* war also nicht nur von praktischem Nutzen in der Backstube, sondern auch bei der Gewinnung von Sponsoren für seine Vision. Aaronsohn war überzeugt, dass Wissenschaft und Forschung der einzige Weg seien, das jüdische Siedlungsprojekt in Palästina zu realisieren:

„Ein verhältnismäßig neues Feld hat sich hier dem jüdischen Forschungsgeiste eröffnet, nicht nur außerordentlich fruchtbar, sondern vor allem weit ausgedehnt. Abgesehen von der Zähmung des Urweizens und der Kultivierung einer Anzahl wilder Pflanzen kann man großartige Erfahrungen aus den neuen Kulturen schöpfen. Man kann aus anderen Ländern Kulturen einführen, welche der außerordentliche Boden und das Klima Palästinas unendlich zu variieren gestattet. Kurz, es gibt hier genug Aufgaben für Hunderte jüdischer Forscher, die nicht nur der örtlichen Landwirtschaft, sondern der Landwirtschaft der ganzen Welt die größten Dienste erweisen können, gerade auf einem Gebiet, wo man den Juden vorwirft, nichts geleistet zu haben.“⁶⁰

Aaronsohn selbst überließ dieses Feld jedoch bald den von ihm anvisierten „hundertern“ weiteren jüdischen Forschern: Schon wenige Jahre später wandte er sich ganz dem politischen Kampf zu, gründete N.I.L.I. und versuchte nach Kräften, die Briten im Nahen Osten zu unterstützen. 1919 verunglückte er unter ungeklärten Umständen. Aaronsohns *Urweizen* sollte mitsamt seinen praktischen und ideologischen Implikationen bald in Vergessenheit geraten – vielleicht liegt darin begründet, warum diese Episode in biographischen Darstellungen kaum erwähnt wird: Geschichte wird selten aus der Perspektive des Scheiterns erzählt. Doch auch wenn aus dem *Urweizen* wohl nie ein Laib Brot gebacken wurde, ist die Geschichte seiner Entdeckung beispielhaft für den Einsatz von Wissenschaft im Rahmen einer politischen Mission.

BILDNACHWEIS
Abb. 1 und 2: Central Zionist Archives, Jerusalem

⁶⁰ Aaron Aaronsohn: Die jüdische landwirtschaftliche Versuchsstation und ihr Programm. In: Die Welt 41(1910), S. 71–80, hier S. 83.

Sarah Oren¹

Botanik im Dienste der Nation

Wer in den biblischen Büchern blättert, findet dort viele Stellen, an denen die Landschaft, Flora und Fauna beschrieben werden; Schilderungen vom Alltagsleben der Menschen in ihren heimatlichen Landschaften. Daher ist es zum besseren Verständnis der biblischen Schriften sehr zu empfehlen, sich aus dem Studierzimmer hinaus in die freie Landschaft zu begeben, um das in der Bibel Dargestellte sozusagen „im Kontext“ zu erleben. Eine Möglichkeit dazu besteht an einem eigens dafür gegründeten Ort, dem Naturschutzgebiet *Neot Kedumim*.

Die Errichtung von Neot Kedumim war ein ganz besonderer Akt der Verwirklichung zionistischer Vorstellungen, getragen von einer Familie, die ihr Leben und Vermögen der Realisierung dieses Projekts widmete, der Familie ha-Reuveni. Eines der Merkmale des sich herausbildenden neuen Selbstverständnisses im Zeitalter des europäischen Nationalismus war die Rückkehr zur Natur als reiner, idealer und gottgeschaffener Lebensquelle; ein utopischer Glaube an die Einheit von Welt, Natur und Wissenschaft, Kunst und menschlichem Geist. Nationalismusforscher heben den Stellenwert der freien Natur bei der Herausbildung des Nationalbewusstseins hervor: Die Nähe zur Natur des Landes² ging zusammen mit der Liebe zur Heimat und äußerte sich in der Betrachtung und Erforschung der Natur und ihrer Veränderungen. Der Wandel in der Haltung gegenüber der Natur fand im 18. und 19. Jahrhundert unter anderem in der Anlage von immer mehr botanischen Gärten seinen Ausdruck, in denen die Pflanzen und ihre Nutzung als charakteristische Merkmale des betreffenden Landes vorgeführt wurden.³

¹ Die Verfasserin ist eine der erfahrensten Touristenführerinnen in Neot Kedumim. Der vorliegende Beitrag beruht auf ihrer 2011 an der Bar-Ilan-Universität eingereichten Dissertation.

² Diese Haltung artikulierte sich etwa in der Verwendung pflanzlicher Ornamentik im Jugendstil, der auch in zionistischen Plakaten vom Anfang des 20. Jahrhunderts anzutreffen ist; dazu Rachel Arbel: *Kachol-lavan bi-zeva'im* (blau-weiß in verschiedenen Farben – 100 Jahre seit dem ersten Zionisten-Kongress). In: *Erez we-teva* 54 (1998), S. 55–57.

³ Siehe Herbert George Baker: *Plants and Civilization*. London 1965, S. 23 f.



Ein weiteres Kennzeichen des neuen Bewusstseins war die Naturforschung, angeregt durch die Veröffentlichung der Arbeiten von Lamarck, Darwin, Mendel und des Botanikers Linnäus, der den Zusammenhang von Pflanzenwelt, Landwirtschaft und Politik untersuchte.⁴ Daraufhin erschienen Bücher, die eine kulturelle Beziehung zwischen dem Erdreich und den daraus hervorwachsenden Pflanzen konstruierten und die Flora als Metapher für Völker verwendeten, die in ihrem jeweiligen Land verwurzelt seien.⁵

1 Neot Kedumim

Familie ha-Reuveni – biographischer Hintergrund

Von einer „nationalen Botanik“ dieser Art ließ sich auch das Ehepaar ha-Reuveni leiten. Ephraim ha-Reuveni (1853–1881) wurde im ukrainischen Jekaterinoslaw als Sohn des Bezirksrabbiners von Novomoskowsk, Josef Rubinovitz, geboren. Die Liebe zur Natur entwickelte er bereits in jungem Alter; er las die Bibel vor dem Hintergrund seiner Erlebnisse in

⁴ Dazu Lisbet Koerner: *Linnaeus – Nature and Nation*. Harvard 1999, S. 331 f.

⁵ Siehe Ariel Hirschfeld: *Botanika schel hitgalut* (Botanik der Offenbarung). In: Tamar Manor-Friedman (Hg.): *Schirat ha-assavim* (Die Poesie der Kräuter). Jerusalem 2006, S. 29.

der freien Natur: „Stundenlang pflegte ich unter freiem Himmel zu lernen. [...] Als Kind verbrachte ich die Frühlingsmonate auf dem frischen Gras im großen Hof der Synagoge und mit dem Duft der dort wachsenden Blumen; ihnen verdanke ich den Anstoß zu meiner heutigen Arbeit.“⁶ Er lernte an einer Talmudschule (*Jeschiva*) und träumte davon, eines Tages im Land Israel Lehrer zu werden. 1906 war es soweit: Ephraim ha-Reuveni ging nach Palästina, wo er ein paar Monate lang als Lehrer in Rehovot tätig war, bevor er als Direktor an die Schule der *Jewish Colonization Association* (JCA) nach Petach Tikwa berufen wurde, wo säkulare Fächer auf Französisch unterrichtet wurden. Er plädierte für Hebräisch als Unterrichtssprache für sämtliche Schulfächer und arbeitete praktisch wie administrativ auf dieses Ziel hin. Er ging mit persönlichem Beispiel voran, indem er Mathematik und Physik auf Hebräisch lehrte, und suchte Lehrkräfte zu gewinnen, die fachlich wie ideologisch ähnlich dachten wie er.

Einige Zeit später empfand Ephraim das Bedürfnis, seine fachlichen Kenntnisse zu erweitern: „Die Pflanzen auf den Fluren des Landes samt der reizenden Fragen der Kinder dazu [...] sagten mir, ich müsse noch einmal ins Ausland, um mich weiterzubilden.“⁷ Daraufhin verbrachte ha-Reuveni die Jahre 1909 bis 1914 in Lausanne, wo er Physik, Geologie, Astronomie und Botanik studierte. Er war dort in zionistischen Studentenverbindungen tätig. Nach seiner Rückkehr nach Palästina unterrichtete er am Levinsky-Seminar in Tel Aviv und an der Oberschule in Herzlia. In dieser Zeit kristallisierten sich auch seine pädagogischen Leitlinien heraus, die zur Grundlage seines Lebenswerks werden sollten. Von 1916 an unternahm er und seine spätere Frau Hanna Exkursionen in arabische und beduinische Siedlungen, um dort Näheres über die Flora des Landes zu erfahren. Sie setzten diese Informationen in Beziehung zu jüdischen Quellen, denn sie gingen davon aus, dass die Bibel im Land Israel anders gelernt werden müsse als im Ausland, weil die hebräische Bibel in der Natur des Landes entstanden sei und daher auf dem Hintergrund des Landes und seiner Bewohner zu deuten sei. 1918 eröffneten die beiden ha-Reuvenis in ihrer Jerusalemer Wohnung das erste Hebräische Museum für Botanik, in dem sie die Erträge ihrer Sammeltätigkeit seit 1907

⁶ Archiv Neot Kedumim, 5C, Nr. 608 (Hebr.), undatiert.

⁷ Ebd.

ausstellten. Was sie schaffen wollten, war eine Art „offenes Buch für die Pflanzenwelt des Landes, um verschiedene Bevölkerungsschichten biologisch, biblio-historisch und arabisch-folkloristisch mit der Flora des Landes vertraut zu machen – und um beim Volk die Liebe zur Pflanzenwelt zu wecken.“⁸

Im Jahre 1926 machte das Ehepaar ha-Reuveni sein privates Museum der kurz zuvor auf dem Jerusalemer Mount Scopus gegründeten Hebräischen Universität zum Geschenk. Es wurde in das „Institut für Naturkunde des Landes Israel“ unter Leitung Professor Otto Warburgs integriert.⁹ Außerdem fungierte ha-Reuveni als botanischer Berater bei der britischen Mandatsregierung und war Fachmann für botanische Terminologie in der Kommission für die Hebräische Sprache (*Waad ha-Laschon*).¹⁰ Um ihr pädagogisches Programm zu vervollständigen, wollten die ha-Reuvenis auch einen Duftgarten anlegen, in dem Pflanzen wachsen sollten, die in der Bibel und im jüdisch-nachbiblischen Schrifttum (Mischna und Talmud) erwähnt sind. Der Garten sollte Seele und Geist erquicken und eine Brücke von den Patriarchen bis zu deren spätesten Nachkommen schlagen: „Den Klang der prophetischen Worte können wir zwar nicht mehr hören, aber wir können sehen, was die Propheten sahen; riechen, was sie rochen; dem Rascheln der Blätter lauschen wie sie; und das wird uns helfen, ihrem Denken besser zu folgen.“ Der Duftgarten war eine Aufforderung zu jüdischer Erziehung in der freien Natur: „Aus der Natur lassen sich körperliche und geistige Kräfte schöpfen, aus ihr strömt insgeheim schöpferisches Potential.“¹¹ Auch eine Annäherung an die arabische Bevölkerung erhofften sich die Begründer dieses Gartens, da beide Völker der Vegetation des gemeinsam bewohnten Landes verbunden seien. Im israelischen Unabhängigkeitskrieg 1948 wurde das Museum beschädigt und musste geschlossen werden, aber die Bemühungen um die Gewinnung von Grund und Boden zwecks Anlegung des Gartens gingen

⁸ Ebd.

⁹ Otto Warburg (1859–1938), Botaniker von Weltrang und ehemaliger Präsident der Zionistischen Weltorganisation, gehörte zur Gründergeneration der Hebräischen Universität.

¹⁰ Diese Kommission war 1890 von Elieser Ben-Jehuda zur Wiederbelebung der hebräischen Sprache gegründet worden und ist die Vorgängerin der heutigen „Akademie für Hebräisch“.

¹¹ Ephraim und Hanna ha-Reuveni: *Gan ha-neviim we-chachme ha-talmud* (Garten der Propheten und der Weisen des Talmud). In: *ha-Toren* 11 (1925), S. 66–69.



2 Ephraim und
Hanna ha-Reuveni

weiter. Als die Hebräische Universität den Campus auf dem Mount Scopus vorübergehend aufgab, verlegten die ha-Reuvenis ihre Tätigkeit in ihre Jerusalemer Wohnung, wo sie das „ha-Reuveni-Institut“ einrichteten.

Hanna (Radovelski) ha-Reuveni (1887–1956) wurde ebenfalls im ukrainischen Jekaterinoslaw geboren, ihre Vorfahren waren Kaufleute. Sowohl in der traditionellen jüdischen Grundschu-

le (*Cheder*) als auch im russischen Gymnasium war sie das einzige Mädchen; als sie spürte, wie die Feindseligkeiten gegenüber jüdischen Schülern zunahm, entschloss sie sich 1907 zur Einwanderung nach Palästina. Sie war zunächst in Petach Tikwa als Landarbeiterin tätig und wurde dann Lehrerin an der Mädchenschule des Hilfsvereins „Esra“ in Jerusalem. 1911 wurde sie zur Weiterbildung nach Deutschland geschickt und schloss ihre Ausbildung an den landwirtschaftlichen Schulen Ahlem und Steinhorst als Diplom-Botanikerin ab. Als Hanna ha-Reuveni 1914 nach Palästina zurückkehrte, engagierte sie sich ebenfalls für das Hebräische als Unterrichtssprache. Nach der Schließung ihrer ursprünglichen Mädchenschule gründete Hanna zusammen mit ihrer Schwester ein Erziehungsinstitut für Mädchen in Jerusalem. Doch dieses konnte sich während des Ersten Weltkriegs nicht halten. Seit 1916 unterrichtete Hanna Naturkunde am Lehrerseminar in Jerusalem und war bei der Anlage und Unterhaltung von Gemüsegärten in Jerusalem beteiligt; solche Gärten wurden angelegt, um der kriegsbedingten Hungersnot entgegenzuwirken.¹² Zusammen mit Ephraim ha-Reuveni, den sie noch aus der Ukraine kannte, ordnete sie die botanische Sammlung und unterstützte den Aufbau des Museums, für dessen Unterhaltung sie zuständig war, wobei ihr ausgeprägter Sinn fürs Ästhetische zum Tragen kam.

1919 heirateten Ephraim und Hanna ha-Reuveni. Ihr Lebenswerk war die Erforschung der israelischen Pflanzenwelt im Licht der jüdischen Quellen. Zusätzlich zu ihrer Lehrtätigkeit veranstalteten sie Ausstellungen, hielten Vorträge und unter-

¹² Der Arbeiterführer Berl Kaznelson, die Vereinigung der Arbeiterinnen und das landwirtschaftliche Zentrum initiierten an verschiedenen Orten im Lande die Anlage solcher Gärten, denn damit war sowohl dem Hunger als auch der Arbeitslosigkeit Abhilfe geschaffen.

nahmen Exkursionen; sie planten sogar die Herausgabe eines „Thesaurus der israelischen Pflanzenwelt“. Ihre Tochter nannten sie *Ajelet ha-Schachar* (Morgenröte) und den Sohn *Noga* (Abendstern). Die Namensgebung nach Himmelserscheinungen statt nach Blumen begründete der Sohn damit, dass die Eltern ihre Kinder nicht von vornherein zu Mitarbeitern ihrer Forschung hätten machen wollen. Doch beide Kinder traten in die elterlichen Fußstapfen. Das Projekt des geplanten Gartens etwa beschrieb Ephraim als ein weiteres Kind, für dessen Wachsen und Gedeihen sie zu sorgen hätten: „Zwei Kinder haben wir, das Mädchen Ajelet ha-Schachar und den Jungen Noga; und das dritte ins Leben zu rufen, bemühen wir uns mit all unseren Kräften.“¹³

Familie ha-Reuveni hatte mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen, sowohl beruflich als auch finanziell. Dahinter standen zum einen persönliche Reibereien, zum anderen die historischen Umstände: Der arabische Aufstand, der Zweite Weltkrieg, die großen Einwanderungswellen in seinem Gefolge sowie der israelische Unabhängigkeitskrieg hatten zur Folge, dass die Präferenzen anders gesetzt werden mussten. In Ephraim ha-Reuvenis Worten: „Die Vegetation des Landes kennenzulernen und zu erforschen, im Zusammenhang mit der Lehre der Propheten und der Rabbinen [...] dies für das Volk zu bewahren, [...] das war unser Weg, daran haben wir gearbeitet [...] jahrein, jahraus. [...] Wir haben nicht mit gewöhnlichen Kräften gearbeitet [...]. Ein Mann und eine Frau ohne jegliche Mittel konnten ein Land erforschen, dem reiche Vereine und Gesellschaften nicht beikamen, ein Land, dessen Wege unwirtlich und gefährlich waren [...]. Dabei gibt es heute keine Institution, keine Schule im Land, die sich mit der Pflanzenwelt des Landes befasst, ohne mehr oder weniger auf die Resultate unserer Forschungsarbeit zurückzugreifen und die von uns gebahnten Wege weiter zu verfolgen.“¹⁴

Ajelet ha-Schachar ha-Reuveni (1921–1996) absolvierte ihren MA in Naturkunde und Bibelwissenschaft an der Hebräischen Universität.¹⁵ Sie begann ihre berufliche Tätigkeit mit

¹³ Entwurf eines Schreibens von Ephraim ha-Reuveni an Duschkin vom 21. Dezember 1924. Archiv Neot Kedumim 3, Nr. 3.

¹⁴ Archiv Neot Kedumim 5C, Nr. 644 (Hebr.).

¹⁵ In ihrer 1943 eingereichten MA-Arbeit ging es um Möglichkeiten, das Keimen von Pflanzen zu fördern – so belegt in der Liste der Masteranden 1931–1962 im Archiv der Hebräischen Universität Jerusalem.

Putz- und Verwaltungsarbeiten im elterlichen Museum und übernahm allmählich auch Forschungsaufgaben, hielt Vorträge und veranstaltete Führungen. Außerdem unterrichtete sie Biologie an verschiedenen Schulen. Dabei leitete sie ihre Schüler zum genauen Hinschauen an, denn dies sei die Grundlage für umfassendes und fundiertes Wissen. Eine ihrer besonderen Begabungen, die sie in ihren Veröffentlichungen einsetzte, war das exakte Zeichnen von Pflanzen. Den Beitrag seiner beiden Kinder beschrieb Vater ha-Reuveni folgendermaßen: „Diese beiden jugendlichen Kräfte sind von uns bereits im zarten Kindesalter ausgebildet worden, sowohl was die Natur des Landes insgesamt betrifft, als auch speziell in der wissenschaftlichen Betrachtung seiner Vegetation in Bibel, Midrasch und Aggada. Nun stellen sie ihre Talente und ihre jugendliche Begeisterung ganz in den Dienst dieser Arbeit, und ihr verdienstvolles Wirken ist unübersehbar.“¹⁶ Nach dem Tod ihrer Eltern übernahm Ajelet ha-Schachar die Leitung des „ha-Reuveni-Instituts“,¹⁷ hielt Führungen und gab regelmäßige Kurse für Lehrer, Landwirte und Imker.

Noga ha-Reuveni (1924–2007) trat von klein auf in die Fußstapfen seiner Eltern: „Gelegentlich pflegten meine Eltern ihre Kinder direkt von der Schulbank ins Gelände mitzunehmen, auf Felder und Berge, in Täler und Wüsten. Bei Regen und Sonne, im Hochsommer und bei Schnee, durch Sümpfe wattend und durch Mückenschwärme hindurch. Zwischen Beduinenzelten und in abgelegenen Dörfern sah ich mit den Augen eines kleinen Jungen bahnbrechende Forschungen zur Naturkunde des Landes entstehen.“ Nach dem Abitur, das er 1941 am Hebräischen Gymnasium in Jerusalem ablegte, hatte er eigentlich Physik studieren wollen. Aber dann entschloss er sich doch, das von seinen Eltern begonnene Werk weiterzuführen und den ‚Garten‘ zu errichten, von dem sie geträumt hatten: „Physiker gibt es im jüdischen Volk genug. Aber dieses Projekt, dessen Notwendigkeit jetzt erst wenigen einsichtig ist, wäre nicht zustande gekommen, wenn ich es nicht auf mich genommen hätte.“¹⁸ So studierte er an der Hebräischen

¹⁶ Brief an den Textilindustriellen Arje Schenkar vom 20. Juli 1943 (Hebr.), Archiv Neot Kedumim 8, Nr. 107b.

¹⁷ So hieß das private Forschungsinstitut, das in die Wohnung von Familie ha-Reuveni verlegt wurde, als der Campus auf dem Mount Scopus geräumt werden musste.

¹⁸ Vgl. A. Kligman: Prassej Jisrael (Die israelischen Staatspreise). Jerusalem 1994.

Universität Botanik sowie Bibelwissenschaft und legte 1945 seinen MA in Naturkunde ab.¹⁹ 1942 trat er in die *Hagana* ein und entwickelte dort die so genannte „Feld-Ausbildung“, die darin bestand, Soldaten und Piloten mit der für sie überlebenswichtigen Umgebungsnatur vertraut zu machen (die Idee stammte ursprünglich von seiner Mutter Hanna).²⁰ Abgesehen von der Erhöhung der Überlebenschancen erblickte Noga ha-Reuveni in der „Feld-Ausbildung“ auch ein wichtiges Hilfsmittel, um die Beziehung der Soldaten zu ihrem Land und zu früheren Generationen zu festigen. Als sich die israelische Armee etabliert hatte, wurde die von ihm ausgearbeitete Konzeption in die Grundausbildung aufgenommen: „Unter den heutigen Bedingungen der israelischen Armee ist es noch wichtiger, [...] die Landschaft des Landes und die in deren Vegetation schlummernden gewaltigen Kulturschätze zu kennen [...]. So gewinnen die eingewanderten Stämme, die sich in der Armee zusammengefunden haben, einen gemeinsamen Hintergrund von Land und Kultur, auf dass ihre Seele in diesem Lande tiefe Wurzeln schlage.“²¹ Noga ha-Reuveni gab sein Wissen an Ausbilder weiter, die in die verschiedenen Militärbasen entsandt wurden. Zwar musste diese spezielle Ausbildung im Jahre 1958 unter Generalstabschef Chaim Laskov wegen Budgetkürzungen eingestellt werden,²² aber Nogas Einfluss blieb bestehen. So war er einer der Vortragenden im Bibelstudienkreis bei Ministerpräsident David Ben-Gurion²³ und 1959 übernahm

¹⁹ Seine MA-Arbeit handelte von den ökologischen Merkmalen verschiedener in Israel wachsender *Cistus*-Arten; der Name Noga ha-Reuveni erscheint in der Liste der Absolventen des Jahres 1946 (im Archiv der Hebräischen Universität).

²⁰ Vgl. Noga ha-Reuveni: *Chinuch sade* (Feld-Ausbildung). *ZaHaL* (Nationale Streitkräfte) 1956.

²¹ Schreiben von Noga vom 20. Juli 1950 an seinen militärischen Vorgesetzten, Hauptmann Schmuël Kreiner. Im Archiv von Neot Kedumim 12, Nr. 2.

²² So schrieb etwa der Pädagoge Arthur Biram, Gründer und langjähriger Leiter der Realschule in Haifa, am 4. Dezember 1958 an General Aaron Seev, der für das Erziehungswesen in der israelischen Armee zuständig war: „Die militärischen Vorgesetzten weisen durchweg darauf hin, wie wichtig diese Ausbildung ist, um unseren Soldaten eine Beziehung zur Natur des Landes zu vermitteln“; Archiv Neot Kedumim 12, Nr. 18. Laskov soll gesagt haben: „Was nicht schießt, das taugt nichts“ – nach mündlicher Auskunft von Noga ha-Reuveni vom 10. November 2006.

²³ In Zusammenarbeit mit der *Biblical Exploration Society* hatte Ben-Gurion bei sich zu Hause eine solche Studiengruppe eingerichtet, die Teilnehmer kamen aus der geistigen Elite Jerusalems – Juristen, Forscher, Minister sowie Professoren und Dozenten ersten Ranges.



3 Noga ha-Reuveni
mit Mandelbaum

er die Leitung von *Bet Hankin* in *Kfar Jehoschua*, einem Dokumentationszentrum zur Geschichte der Jesreel-Ebene. Er machte diesen Ort zum „Landeszentrum für Feld-Ausbildung“, das sich als eine Vorstufe zur Errichtung von Neot Kedumim erweisen sollte.

1963 wurde bei Staatspräsident Salman Schasar die Gründungsurkunde für Neot Kedumim unterzeichnet; nach vielen Bemühungen und unzähligen finanziellen und technischen Hindernissen entstand das Naturschutzgebiet für die Erhaltung der Natur des Landes im Einklang mit jüdischen Quellen: Neot Kedumim. Erklärtes Ziel dieses Projekts war „die Schaffung eines Ortes, der mit seinen einzelnen Komponenten ein Erleben der Natur des Landes möglich macht, wie sie über Generationen hin ins jüdische Erbe eingegangen ist.“²⁴ Aufgrund der Forschungsarbeiten seiner Eltern entwickelte Noga ha-Reuveni eine umfassende thematische Konzeption, die in der Anlage von Neot Kedumim sowie in seinen Aufsätzen und Büchern Ausdruck fand.²⁵ In den Jahren 1964 bis 2007 bemühte er sich

²⁴ Noga ha-Reuveni: Neot Kedumim be-pirkej tamzit (Neot Kedumim im Aufriss: Ziel, Konzeption, Verwirklichung, Erhaltung und Ausblick auf die Zukunft). Neot Kedumim 2006, S. 2.

²⁵ Noga ha-Reuveni, Or chadasch al sefer Jirmejahu (das Buch Jeremia in neuem Licht). Neot Kedumim 1950; Ders.: Be-sod ilan wa-perach (das Geheimnis von Baum und Blume), Neot Kedumim 1956; Ders.: Chinuch sade; Ders./Helen Frankley: Ecology in the Bible. Neot Kedumim 1974; Ders.: Teva we-nof be-moreschet Jisrael (Natur und Landschaft in Israels Vermächtnis). Neot Kedumim 1980; Ders.: Siach we-etz be-moreschet Jisrael

um die Etablierung von Neot Kedumim als pädagogisches Zentrum mit einem ganzen Stab von technischen und wissenschaftlichen Mitarbeitern. In der Veröffentlichung seiner Schriften sah er ein weiteres Hilfsmittel, um das Verständnis des Landes Israel als integralem Bestandteil des jüdischen Volks und seiner Kultur zu fördern. Bis zu seinem Tode arbeitete er an der Gestaltung und Erhaltung von Neot Kedumim. Ungachtet aller Schwierigkeiten blieb Noga seinem Ideal treu.

Die Prinzipien der Familie ha-Reuveni zur Entfaltung einer jüdisch-nationalen Identität

Nach Auffassung der ha-Reuvenis waren die Israeliten und die Natur ihres Landes eng ineinander verwoben; das biblische Volk Israel, das überwiegend aus Ackerbauern bestand, habe seine Kultur- und Wildpflanzen sehr gut gekannt, denn Mensch und Vieh hätten sie unter anderem als Nahrung, Heilmittel, Garn und Brennstoff verwendet. Die liebevolle Vertrautheit des Volkes mit der Vegetation seines Landes sei charakteristisch für dessen ganz besonderes Wissen um die Eigenschaften jeder einzelnen Pflanze, was sich seelisch zu Symbolen und Gleichnissen verdichtet habe, wodurch die einzigartige Verknüpfung von hebräischem Geist und Materie zustande gekommen sei: „Unsere Vorfäter schufen eine Verbindung zwischen Himmel und Erde, so dass sie aufeinander horchten; die Menschen horchten auf den Himmel, Himmel und Erde hatten auch ein Ohr für die Menschen; und diese hörten die Ähren singen und die Palmen sprechen [...].“²⁶ Das Ehepaar ha-Reuveni erklärte, das jüdische Volk habe sein Schrifttum und seine Kultur, die aus dem Leben auf eigenem Grund und Boden hervorgegangen seien, mit ins Exil genommen. Durch die Jahrhunderte des Exils habe sich die Erinnerung an das Leben im Lande und dessen Beschaffenheit erhalten, wie sie sich in der Bibel, in der Mischna und im Talmud niedergeschlagen hatte. Auch in der Diaspora hätten sich die jüdischen Exegeten um die Deutung des Schriftworts bemüht, ob-

(Strauch und Baum in Israels Vermächtnis). Neot Kedumim 1984; Ders.: Midbar we-ro'eh be-moreschet Jisrael (Wüste und Hirt in Israels Vermächtnis). Neot Kedumim 1991.

²⁶ So in dem Entwurf für die Errichtung des Gartens der Propheten und Rabbinen, den das Ehepaar ha-Reuveni im Frühjahr 1927 bei der Hebräischen Universität vorlegte. Im Archiv von Neot Kedumim. Tik gan ha-neviim, Nr. 80/11, 25.

wohl sie weit entfernt von den realen Gegebenheiten in Palästina waren. Mit der Einwanderung ins Land der Väter erblickte das Ehepaar ha-Reuveni in der Flora des Landes pflanzliche Denkmäler aus den Tagen der Patriarchen, lebendige Zeugen, durch die das heimkehrende Volk einen Halt im eigenen Land gewinnen könne: „Sobald wir zurückkehren, um unser Leben hier wieder aufzubauen, [...] müssen wir große Sorgfalt darauf verwenden, die Schätze der Vergangenheit zu heben und das große Erbe unserer Vorväter anzutreten, das durch die Gewächse des Landes auf uns gekommen ist, von denen viele im Lande erhalten sind und auf uns gewartet haben. Auf diesem Wege können wir unsere florale Kultur weiter aufbauen und [...] neue Beziehungen anknüpfen.“²⁷ Die ha-Reuvenis hegten deshalb die Überzeugung, die erneute Inbesitznahme des Landes müsse mit einer genauen Kenntnis von dessen Flora zusammengehen, wobei die Identifizierung der in den Quellen erwähnten Pflanzen besonders wichtig sei. Folgende Gesichtspunkte seien in diesem Zusammenhang bedeutsam:

Erstens, die Identifizierung der in der Bibel erwähnten Pflanzen stelle einen uralten Bezug her, der zur Stärkung der historischen Beziehung des jüdischen Volkes zum Land seiner Väter führen könne. Zweitens, die Pflanzenwelt des Landes Israel bilde eine Art Brücke von den Patriarchen bis hin zu ihren heimkehrenden Nachfahren. Durch enge Vertrautheit mit der Flora des Landes entstehe ein Gefühl der Kontinuität; so erhielten die Einwanderer die Möglichkeit erneuter Einwurzelung in der alten Heimat. Drittens, die Flora des Landes biete Beispiele für die Anpassung von Pflanzen an ihre natürliche Umgebung. So dienten die Gewächse als eine Art Modell im Hinblick auf die vollkommene Integration des Juden im eigenen Land, der in die väterliche Heimat zurückkehre.

In dieser Einheit von Geist und Materie artikuliere sich die nationale Verwirklichung: „Viele von unseren Pflanzen wissen aus früheren Generationen zu berichten und zum Herzen zu sprechen. [...] Bei uns kann [...] und muss eine Verbindung zum Feld entstehen, und zwar nicht nur im allgemein-natürlichen Sinne, sondern auch im national-geistigen.“²⁸ Noga hatte Bedenken, von einer „Verbindung“ zwischen Land und Volk

²⁷ So Noga ha-Reuveni in seinem Beitrag in der Festschrift zum 25-jährigen Bestehen von Ramat Gan, ebd. 1946, S. 266.

²⁸ Ephraim ha-Reuveni (Rubinovitz): *Lehakeret teva ha-aretz* (Die Kunde von der Natur des Landes). In: *ha-Adama* 8 (1920), S. 172.

zu sprechen, weil dies auf zwei ursprünglich getrennte Elemente schließen lasse, die seines Erachtens eine Einheit bildeten: „Das Land Israel fließt in den Adern des Judentums. Es handelt sich um einen Organismus. Hier liegt keine ‚Verbindung‘ vor, denn miteinander verbunden werden zwei getrennte Dinge, doch hier ist nichts Getrenntes, sondern Einheit.“²⁹

Die Mitglieder der Familie ha-Reuveni waren überzeugt, dass die Verwurzelung im Lande nur über eine enge Vertrautheit mit der Vegetation des Landes und der ihr entspringenden Kultur erfolgen könne. Der jüdische Nationaldichter Chaim Nachman Bialik schrieb: „Nur dieser Weg ist die rechte und authentische Weise des Schaffens, und er wird ans Ziel führen, zur Neubelebung der unauflöselichen Verbindung zwischen dem Volk und der Natur seines Landes.“³⁰

Neot Kedumim und der besondere Ansatz von Noga ha-Reuveni

Der Wunsch der Eltern ha-Reuveni, den „Garten der Propheten und Rabbinen“ anzulegen, lag der Errichtung von Neot Kedumim durch den Sohn zugrunde; dieser definierte Neot Kedumim als ein System von biblischen und talmudischen Gartenanlagen, die veranschaulichen sollten, wie die Kultur des Volkes Israel aus dessen heimischer Landschaft herauswachsen. Schon der Name *Neot Kedumim* enthüllt etwas von dieser Absicht: In der ersten Hälfte des Namens klingt das hebräische Adjektiv *na'e* (= schön) an, wobei die intendierte Schönheit nicht nur ästhetischer, sondern auch geistiger Art ist. Grammatisch betrachtet ist *Neot* die Pluralform des Substantivs *Nawe*, das unter anderem „Wohnstatt“ bedeutet. Noga ha-Reuveni wollte das jüdische Volk einladen, zu dem Land zurückzukehren, aus dem sein Leben hervorgegangen sei. Der zweite Bestandteil des Namens, *Kedumim*, weist einerseits in die Vergangenheit: *kadum* bedeutet altehrwürdig; aber die hebräische Wurzel *k-d-m* bedeutet auch „nach vorne, vorwärts“, wodurch die Wechselbeziehung von Vergangenheit und Zukunft artikuliert wird.

Als Emblem von Neot Kedumim fungiert die Blüte der Kaper (*Capparis spinosa*), einer Pflanze, die das Volk Israel von der

²⁹ Mündliche Mitteilung vom 10. Januar 2007.

³⁰ Brief vom August 1932. Archiv von Neot Kedumim, 5A, Nr. 120.

Wüstenwanderung bis zur Landnahme begleitet haben soll. Der Kapernstrauch wächst auf felsigem Boden und ist sehr genügsam, robust und rekreierbar. Die Rabbinen nennen ihn als Beispiel für Kühnheit.³¹ Die Kaper blüht über einen relativ langen Zeitraum hin, von Mai an während des ganzen Sommers; daraufhin bringt sie eine große Menge von Früchten hervor, die Tag für Tag reif werden. Diese besondere Qualität soll Rabban Gamliel einem seiner Schüler als Exempel hingestellt haben: „[...] ein Zweig pro Tag, eine Frucht pro Tag [...] komm, ich zeige dir so etwas in dieser Welt; er ging mit ihm hinaus und zeigte ihm einen Kapernstrauch.“³² So ist schon in der Antike bei diesem bedeutenden Mischna-Lehrer Anschauungsunterricht in der freien Natur belegt; genau das ist das Prinzip, das dem Lernerlebnis in Neot Kedumim zugrunde liegt. Gestaltet wurde das Emblem von Zvi Narkis,³³ der die Staubblätter der Kapernblüte in der Gestalt eines vielarmigen Leuchters angelegt hat, wodurch die enge Verknüpfung von Natürlichem und Geistigem veranschaulicht wird.

Im Jahre 1965 bekam Noga ha-Reuveni das Gelände zur Verfügung gestellt und ging daran, die Konzeption des „Gartens der Propheten und Rabbinen“ auf einem hügeligen Felsterrain von 2,5 Quadratkilometern in die Realität umzusetzen. An der Planung und Ausführung beteiligt war der Dichter Omer Hillel, von Beruf Landschaftsarchitekt und mit den natürlichen Gegebenheiten des Landes bestens vertraut. Aufgrund sorgfältiger Planung wurde bestimmt, was wo wachsen sollte; auch Unterstände und Pfade für die lernbegierigen Besucher wurden angelegt. Geld für die Verwirklichung war nicht vorhanden, doch im Jahre 1966 wurden die Samen der ersten Eichen und Pistazienbäume in die Erde gesteckt. Im Lauf der Zeit wurden Bäume nach Neot Kedumim verpflanzt, die Straßen- und sonstigen Bauarbeiten weichen mussten. Parallel dazu entstand ein Mitarbeiterstab von technischem und pädagogischem Personal. Etliche von den Landarbeitern kamen aus den umliegenden arabischen Dörfern. Sie steuerten ihre Erfahrungen mit der Bodenbearbeitung, mit dem Terrassenbau und mit der Pflege

³¹ Talmud Bavli, Beza 25b.

³² Talmud Bavli, Schabbat 30b.

³³ Zvi Narkis (1921–2010), aus Rumänien eingewandert, lernte Malerei bei Jakob Steinhart und an der Kunstakademie Bezallel; mehr als fünfzig Jahre war er als Designer von Symbolen tätig – für die israelische Armee, für israelische Geldscheine, Briefmarken und anderes mehr.

der Pflanzen vor Ort bei. So jedenfalls sah es die Familie ha-Reuveni, in deren Augen die arabischen Bewohner des Landes die Tradition der antiken Israeliten weiterführten. Jizchak Navon, der fünfte Präsident des Staates Israel, der Noga ha-Reuveni auf dem Weg zur Verwirklichung des Projekts begleitet hatte, erinnerte sich, dass man anfangs viel Phantasie brauchte, um zu sehen, dass sich da etwas entwickelte. Alles roch nach antiken Namen, die in die moderne Praxis übersetzt werden mussten. Es ging darum, die Flora des ganzen Landes wie in einem Museum auszustellen, die Zeder aus dem Libanon zu bringen, sie neben einer Dattelpalme aus der Wüste einzupflanzen, und so den Psalmvers zu veranschaulichen: „Der Gerechte wird blühen wie eine Palme, wie eine Zeder im Libanon soll er gedeihen.“ (Ps 92,13) So würden die Schriftquellen der gesamten Bevölkerung näher gebracht, säkularen wie religiösen Besuchern gleichermaßen.³⁴

Neot Kedumim ist so angelegt, dass die natürlichen Gegebenheiten wie Bodenqualität und Mikro-Klima, die einen Querschnitt durch das ganze Land Israel – Tal, Berg, Nord- bzw. Südhang und so weiter – bilden, optimal genutzt werden.³⁵ Neot Kedumim ist ein Naturpark, dessen Landschaft sich mit den Jahren entfaltet. Ein wichtiger Grundsatz ist die Verwendung von natürlich vorkommenden Materialien: Steine, Erde und Baumstämme zum Bau von Hütten und landwirtschaftlichen Anlagen, jeweils an die örtlichen Verhältnisse angepasst. Das Wadi entlang sind sechs Wasser-Reservoirs angelegt worden, um zu zeigen, wie das Regenwasser gespeichert wird.³⁶ Entsprechend der thematischen Konzeption wurden Pflanzen aus allen Teilen des Landes nach Neot Kedumim transferiert. An den Südhängen wurden wärmebedürftige Pflanzen gesetzt, wohingegen ein Wäldchen wie der „Hain von Milch und Honig“,³⁷ der im Sommer auszutrocknen droht, am schattigeren Nordhang angelegt wurde. Gelegentlich wurde

³⁴ Aus der Aufzeichnung eines Gesprächs mit Jizchak Navon am 9. März 2009.

³⁵ Vgl. Noga ha-Reuveni: Neot Kedumim, (wie Anm. 24), S. 4.

³⁶ Anfangs dienten die Wasserbecken, von denen jedes einen besonderen Namen trägt, auch zur Bewässerung der jungen Pflanzungen; durch Rohre wurde das Wasser in die verschiedenen Teile des Naturschutzgebiets geleitet.

³⁷ Im „Hain von Milch und Honig“ wachsen Bäume, Büsche und Rankengewächse, die den mediterranen Waldwuchs repräsentieren; so sei das Land Kanaan vor der Landnahme durch die Israeliten bewachsen gewesen, als ihnen ein Land verheißen wurde, „wo Milch und Honig fließen“. Nachzulesen bei Noga ha-Reuveni: Teva we-nof, S. 15–27.

auch das entsprechende Erdreich umgeschichtet, um die darin heimischen Pflanzen gedeihen zu lassen.

Das Terrain von Neot Kedumim ist nach zweierlei Kriterien in verschiedene „Gärten“ eingeteilt: zum einen nach Themen, die der jüdischen Tradition entnommen sind, zum Beispiel die „vier Arten“ (vom Feststrauß des Laubhüttenfestes), die „sieben Fruchtarten“ (vgl. Dtn 8,7f), die „Weisheitsliteratur“, das „Hohe Lied der Liebe“ und anderes mehr; zum anderen nach den einzelnen Regionen des Landes, zum Beispiel das Karmelgebirge, das Bergland von Ephraim, die Jordansenke, die Wüstenlandschaft und so weiter. Der Übergang von einem „Garten“ zum andern vollzieht sich über eine landwirtschaftliche Anlage oder über eine Idee: So liegt etwa zwischen dem Garten der Weisheitsliteratur – wo Pflanzen wie „Zeder und Efeu“, Kapern und Ginster wachsen, die zu Symbolen und Gleichnissen geworden sind – und dem „Tal des Hohen Liedes der Liebe“ der „Teich des Salomo“, denn sowohl die biblischen Weisheitsschriften „Sprüche“ und „Prediger“ als auch das Hohelied sollen von König Salomo verfasst worden sein. Nun bezeugt der Prediger ausdrücklich, er habe Wasserteiche zur Bewässerung von Waldbäumen angelegt (Koh 2,6), und im Hohelied werden die Augen der Geliebten mit den „Teichen von Cheschbon“ verglichen (7,5).³⁸ Bei archäologischen Grabungen, die in den Jahren 1988 bis 1990 vorgenommen wurden, wurden Reste einer Siedlung entdeckt, die seit den Tagen des Zweiten Tempels über die talmudische Epoche hin bis in frühislamische Zeit bestanden hatte.³⁹ Gefunden wurden Zisternen, landwirtschaftliche Terrassen-Anlagen sowie Wein- und Ölpresen. Daraus erhellt, dass sich die Bewohner des Ortes mit der Gewinnung von „Getreide, Most und Öl“ (Dtn 28,51) befassten, wobei Weizen und Gerste, Weintrauben und Oliven unter die sieben Fruchtarten gerechnet werden, für die das biblische Israel berühmt war (Dtn 8,7f). Außerdem befanden sich in der Siedlung rituelle Tauchbäder und unterirdische Verstecke aus der Zeit des Bar-Kochba-Aufstands, woraus hervorgeht, dass der Ort damals jüdisch besiedelt war. Die Grabungsstätte

³⁸ Nachdem Jerusalem zur Hauptstadt des vereinigten Königreichs geworden war, errichtete König Salomo dort nicht nur prächtige Bauten, sondern legte auch Gärten an; so gelang es, sowohl die Dattelpalme aus der Wüste als auch die Zeder aus dem Libanon dort anzupflanzen.

³⁹ Grabungsberichte von Dr. Michal Iron-Rubin. In: Chadaschot archeologiot 101, 2 (1994), S. 72 f und ebd. 103 (1995), S. 58–60.

ist in das System von Lehrpfaden integriert, in denen jeweils Stücke aus dem israelitischen Schrifttum dargeboten werden.⁴⁰

1994 erhielten Noga ha-Reuveni und das Team von Neot Kedumim den Israel-Preis zur Anerkennung des für Gesellschaft und Staat Geleisteten. In der Begründung der Jury heißt es: „Neot Kedumim, der Nationalpark für die Natur des Landes aus jüdischen Quellen [...] ist eine einzigartige Einrichtung, die eine nationale Aufgabe ersten Ranges erfüllt. [...] Gegenwart und Zukunft verschmelzen mit der alten Landschaft zu einem umsichtig angelegten Ganzen, worin sich der Inbegriff unseres Lebens ausgedrückt findet: Aus den Wurzeln der Vergangenheit erwächst die Zukunft. Dieses Werk wäre nicht zustande gekommen ohne den ganz besonderen Einsatz von Noga ha-Reuveni, dessen unermüdlicher Ausdauer es zu verdanken ist, dass diese Idee verwirklicht werden konnte.“⁴¹

Die stete Suche nach der Natur des Landes im jüdischen Schrifttum war Noga sozusagen angeboren. Durch die Errichtung von Neot Kedumim wollte er die reale Welt der Patriarchen weitervermitteln: „Das Ziel besteht darin, unsere Väter auf diesen Feldern und in dieser Landschaft leben zu sehen“;⁴² der Text sollte gelesen werden, als wäre er aus der Natur des Landes herausgewachsen. Wer Neot Kedumim besucht, kann durch die verschiedenen Gärten spazieren und etwa im „Garten der sieben Fruchtarten“ miterleben, wie Feigen-, Öl- und Granatapfelbaum, Weinstock, Dattelpalme, Weizen und Gerste sich über das Jahr hin verändern. Wer beobachtet, wie diese Arten unter den klimatischen Bedingungen des Landes heranwachsen, wird verstehen, weshalb gerade sie für würdig erachtet werden, den Sabbattisch zu zieren: als Sabbatbrote (Getreide), Wein und Sabbatlichter (ursprünglich Öllampen).

Zum Schluss soll noch einmal Jizchak Navon zu Wort kommen: „Der Besucher von Neot Kedumim geht chronologisch zurück und entdeckt, dass wir in diesem Land keine Neuankömmlinge sind. Hier hat einmal ein Volk von Ackerbauern gelebt, und ohne die Natur des Landes und ihre Gesetze zu verstehen, bleibt unsere historische Vergangenheit oder die Epoche des Auszugs aus Ägypten unbegreiflich. [...] Es gibt nichts

⁴⁰ Itai Jodan: Neot Kedumim – chalom alej adamot (ein Traum auf Erden), in: Teva ha-devarim 28 (1998), S. 9–12.

⁴¹ Kligman: Prassej Jisrael, (wie Anm. 18).

⁴² Mündliche Äußerung von Noga ha-Reuveni am 4. September 2006.

Vergleichbares, weder in Israel noch sonst auf der Welt. [...] Die Institution Neot Kedumim [...] hat nicht nur die Vegetation sämtlicher Regionen des Landes an einem Ort zusammengebracht [... ;] zugleich und hauptsächlich vermittelt sie Wissen und Werte. [...] Für mich ist Neot Kedumim ein unschätzbare Hilfsmittel für unsere Einwurzelung im Lande. [...] Wir und die Natur bilden zusammen ein Volk. Vieles aus unserer Geschichte, aus Religion und Brauchtum, von Fest- und Feiertagen, wird erst verständlich, wenn wir uns mit diesen Dingen vertraut machen. [...] Aus Landschaft, Natur und Ideologie zusammen geht unsere Existenz hervor, so definiert sich unsere Identität.⁴³ Und der Ökologe Seev Naveh fügt noch hinzu, dass wir gerade im gegenwärtigen Zeitalter, wo wir mit virtuellen Reizen überflutet werden, auf konkreten und erlebbaren Lernstoff aus unserer Umwelt angewiesen sind, woraus wir auch geistig und pädagogisch Wertvolles gewinnen können. Das alles ist in Neot Kedumim zu finden.⁴⁴

BILDNACHWEIS

Abb. 1 und 3: Im Privatbesitz der Autorin

Abb. 2: Neot Kedumim

⁴³ Zitiert nach Jordan: Neot Kedumim, (wie Anm. 40), S. 15–17.

⁴⁴ Seev Naveh: Historic Sites: Neot Kedumim. In: Restoration and Management Notes 7 (1989), S. 9 f.

Yulia Egorova

Judentum und Genetik

Anmerkungen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive

Zur Einführung¹

Im Juni 2010 erschienen in gleich zwei renommierten wissenschaftlichen Zeitschriften, *Nature* und *American Journal of Human Genetics*, Aufsätze zur Frage nach der „genetischen Struktur“ des jüdischen Volkes. In beiden Studien ging es um die Frage, wie eng jüdische Gemeinschaften untereinander und mit ihren jeweiligen nicht-jüdischen Nachbarn „genetisch“ verwandt sind; außerdem wurde untersucht, ob sich die Herkunft heute lebender Juden in den Nahen Osten zurückverfolgen lässt. Gil Atzmon von der Yeshiva University und seine Mitarbeiter untersuchten sieben jüdische Gemeinden und kamen zu dem Schluss: “[genetic] comparison with non-Jewish groups demonstrated distinctive Jewish population clusters, each with shared Middle Eastern ancestry, proximity to contemporary Middle Eastern populations, and variable degrees of European and North African admixture”. Die Studie, so die Autoren, widerlege die Annahme von “large-scale genetic contributions of Central and Eastern European and Slavic populations to the formation of Ashkenazi Jewry”.² Der Genetiker Doron Behar und seine Mitarbeiter kommen zu ähnlichen Ergebnissen und halten fest, der Ursprung eines Großteils der jüdischen Diasporagemeinden liege in der Levante.³

Diese beiden Aufsätze gehören zu einer ganzen Reihe ähnlich angelegter genetischer Forschungsprojekte, die es sich zur Auf-

¹ Teile dieses Beitrags wurden im Oktober 2010 auf der *International Conference on Biohistories* in Zürich präsentiert; siehe auch Yulia Egorova: DNA, Authentizität und historisches Gedächtnis. In: Marianne Sommer, Gesine Krüger (Hg.): *Biohistorische Anthropologie: Knochen, Körper und DNA in Erinnerungskulturen*. Berlin 2011, S. 33–54.

² Gil Atzmon u.a.: Abraham’s Children in the Genome Era. In: *American Journal of Human Genetics* 86 (2010), S. 850–859. Hier: S. 850.

³ Doron Behar u.a.: The Genome-wide Structure of the Jewish People. In: *Nature* 466 (2010), S. 238–244. Hier: S. 238.

gabe machen zu überprüfen, ob die heute lebenden Juden tatsächlich die Nachfahren der alten Hebräer sind, wie die jüdische Überlieferung behauptet. Indem diese Forschungsrichtung dem „ethnischen“ Diskurs über das Judentum und die jüdische Kultur neue Bedeutung einschreibt, erhält die Debatte um die Frage, was es bedeutet, jüdisch zu sein, eine neue Dimension.

In den *Jewish Studies* wurden in den letzten Jahrzehnten essentialistische Konzepte jüdischer Identität stark kritisiert, vor allem aus dem Lager einer kritischen Theorie, welche die theoretischen Grundlagen essentialistischen Denkens generell infrage stellt. So hat etwa Laurence Silberstein mit Berufung auf Judith Butler einen Ansatz vorgetragen, nach dem umstrittene Termini wie *Jude*, *Judentum* und *jüdisch* in einen Schauplatz „steter Offenheit und Umdeutbarkeit“ übertragen werden müssen.⁴ Und Sander Gilman argumentiert: *“There is no such thing as a ‘purely’ Jewish identity. [...] From the prebiblical world to the Babylonian Diaspora to the world of Sepharad or Ashkenaz, Jews – like all people – have formed themselves within as well as against the world that they inhabited, that they defined, and that defined them”*.⁵

Trotzdem ist die Vorstellung, dass verschiedene jüdische Gruppen weltweit nicht nur durch kulturelle Gemeinsamkeiten, sondern auch „genealogisch“ miteinander verbunden sind, sowohl innerhalb als auch außerhalb jüdischer Gemeinden noch immer stark vertreten. Dass die Juden als Volk biologisch miteinander verwandt seien, war auch Teil der frühen zionistischen Ideologie. Die rassentheoretische Definition von „Jüdischkeit“ im zionistischen Diskurs war dabei eine Antwort auf den Übergang vom christlichen zum rassistischen Antisemitismus im späten 19. Jahrhundert. Im Zuge dieser neuen Welle des Antisemitismus wurden unter Verweis auf eine vermeintlich besondere physische Natur der Juden viele althergebrachte Stereotype so umformuliert, dass eine Assimilation der Juden unmöglich schien.⁶ Wie John Efron gezeigt

⁴ Laurence J. Silberstein: Mapping, not Tracing. Opening Reflection. In: Ders. (Hg.): Mapping Jewish Identities. New York 2000, S. 1–36. Hier: S. 13. [Im Original heißt es „permanent openness and resignifiability“ – d. Übers.]

⁵ Sander L. Gilman: The Jewish Nose: Are Jews White? Or, the History of the Nose Job. In: Laurence J. Silberstein, Robert L. Cohn (Hg.): The Other in Jewish Thought and History: Constructions of Jewish Culture and Identity. New York, London 1994, S. 364–402. Hier: S. 365.

⁶ Richard Weikart: The Impact of Social Darwinism on anti-Semitic Ideology in Germany and Austria 1860–1945. In: Geoffrey Cantor, Marc

hat, führte dies zur Entwicklung einer „Rassenkunde“ innerhalb der jüdischen Gemeinden Europas, die hierin ein neues, „wissenschaftliches“ Paradigma für ihre Selbstdefinition und Selbstwahrnehmung als Juden zu finden glaubten.⁷ Die Vorstellung, alle Angehörigen des jüdischen Volkes seien irgendwie miteinander verwandt, besteht bis heute. In ihren Studien zur zeitgenössischen Konstruktion jüdischer Identität unter Juden in der westlichen Welt, insbesondere in den USA, hält Susan Glenn fest, die zentrale Stellung der Blutlogik sei selbst in modernen jüdischen Identitätsnarrativen kaum zu ignorieren, selbst in unserem post-ethnischen, voluntaristischen Zeitalter. Diese Logik habe sich unter Juden gehalten, obwohl das Rassed Denken im 20. Jahrhundert schrittweise überwunden worden sei.⁸

Vor dem Hintergrund dieser Diskussionen über die genealogische Dimension des Jüdischen möchte ich im Folgenden Arbeiten auf einem unter Laien gelegentlich als „jüdische Genetik“ bezeichneten Gebiet betrachten. Spielen solche Untersuchungen und ihre Ergebnisse in der öffentlichen Auseinandersetzung um jüdische Identität überhaupt eine Rolle? Ist die DNA zu einem neuen Kennzeichen der „Jüdischkeit“ und zu einem Teil der jüdischen Kultur geworden? Ist Genetik heute relevant für die Identitätsfindung „neu entstehender“ jüdischer Gemeinschaften?⁹ Meine Darstellung stützt sich auf die Auswertung von ausführlichen Interviews mit sieben führenden Wissenschaftlern auf dem Gebiet der genetischen Populationsforschung sowie auf ein ethnographisches Beispiel, das zeigen

Swetlitz (Hg.): *Jewish Tradition and the Challenge of Darwinism*. Chicago, London 2006, S. 93–115.

⁷ John M. Efron: *Defenders of the Race. Jewish Doctors and Race Science in fin-de-siècle Europe*. New Haven 1994.

⁸ Susan Glenn: *In the Blood? Consent, Descent and the Irony of Jewish Identity*. In: *Jewish Social Studies* 8, 2/3 (2002), S. 139–152. Hier: S. 139 f.

⁹ Den Begriff „neu entstehende jüdische Gemeinschaften“ (*emerging Jewish communities*) entnehme ich der amerikanischen Organisation *Kalenu*, die neue, sich einer jüdischen Identität zuwendende Gemeinschaften unterstützt. In akademischen Kreisen werden solche Gemeinden auch als „judaisierend“ bezeichnet. Einzelheiten dazu bei Tudor Parfitt, Emanuela Trevisan Semi: *Judaising Movements: Studies in the Margins of Judaism*. London 2002. Manche dieser Gruppen machen sich den jüdischen Glauben und Lebensstil zu eigen, ohne eine jüdische Abstammung zu beanspruchen (etwa die Juden von San Nicandro in Italien); andere warten mit einem Herkunftsnarrativ auf, das sie mit den verschollenen zehn israelitischen Stämmen oder anderen jüdischen Gruppen zusammenbringt. Vgl. Zvi Ben-Dor Benite: *The Ten Lost Tribes. A World History*. New York 2009.

soll, wie diese Forschungen in Debatten über jüdische Identität rezipiert wurden.¹⁰ Mir geht es in erster Linie um das Missverhältnis zwischen dem von Wissenschaftlern und einigen Laien vertretenen Argument, die Genetik sei nicht viel mehr als ein weiteres Hilfsmittel für die Rekonstruktion jüdischer Geschichte, und der Überzeugung von Angehörigen „judaisierender“ Gemeinden, die Genetik stelle eine Art Lackmustest dafür dar, ob jemand Jude sei oder nicht. Diese Diskrepanz tritt deutlich hervor, wenn man betrachtet, auf welche Weise genetische Befunde von verschiedenen Akteuren eingesetzt werden. Ich möchte zeigen, dass man die Bedeutung der DNA-Forschung im Kontext jüdischer Tradition besser versteht, wenn man ausleuchtet, auf welche Weise solche Forschungen zur Konstruktion des jüdischen historischen Gedächtnisses beigetragen haben. Obwohl es bisher nicht danach aussieht, als würden DNA-Tests über die Bestimmung der Zugehörigkeit zu einer jüdischen Gruppe oder Gemeinschaft entscheiden, könnten sie trotzdem zu einer Veränderung beitragen, die ich als Biologisierung der jüdischen Kultur und der historischen Narrative im öffentlichen Diskurs beschreiben möchte.

Genetische Kultur und jüdische Herkunft

Sowohl in den Gesprächen mit mir als auch in den Massenmedien haben Genetiker, die in solche Forschung involviert waren, davor gewarnt, Genetik als Mittel für die Bestimmung einer Einzelperson oder einer Gruppe als jüdisch oder nicht-jüdisch einzusetzen.¹¹ In diesem Diskurs wird die DNA nicht als Kennzeichen zur Identifikation behandelt, sondern als historischer Ort, der „Artefakte“ produziert, die man in ein „Jüdisches Museum“ stellen könnte, neben anderen Gegenständen der jüdischen materiellen Kultur – Gegenstände, die nicht unbedingt in *jedem* jüdischen Haushalt zu finden sind, aber trotzdem einen Platz im Museum verdienen. Meine Interviewpartner insistierten darauf, dass die Frage des Jüdischseins sich nicht auf DNA-Befunde reduzieren lässt. Sie betrachteten

¹⁰ Um die Anonymität meiner Interview-Partner zu wahren, werde ich weder ihre Namen noch ihre institutionellen Anbindungen nennen.

¹¹ Eine Diskussion der massenmedialen Darstellung von Genetik findet sich bei Tudor Parfitt, Yulia Egorova: *Genetics, Mass Media and Identity: A Case Study of the Genetic Research on the Lemba and Bene-Israel*. London 2006.



1 Synagoge der Bene Ephraim

die Ergebnisse ihrer Untersuchungen vielmehr als zusätzliches Belegmaterial für die Lösung eines historischen Rätsels, das mit den herkömmlichen Mitteln der historischen Forschung nicht zu lösen ist. Alle befragten Genetiker betonten, weder habe das Jüdischsein etwas mit Genetik zu tun noch dürfe das Judentum als eine Religion verstanden werden, die sich auf eine besondere „ethnische“ Gruppe konzentriert. Viele von meinen Gesprächspartnern verwiesen auf die Möglichkeit des Übertritts zum Judentum und räumten ein, dass nicht jede Test-Person, die nach eigenem Dafürhalten Jude ist und aus einer anerkanntermaßen jüdischen Gemeinschaft stammt, eine genetische Beziehung zur Levante aufweise. In den Augen dieser Wissenschaftler sind die beschriebenen genetischen Arbeiten offenbar nur ein neues Instrument zur Durchführung von historischen Studien, die ohnehin schon laufen.

Aber dennoch scheint es unvermeidlich, dass diese durch Genetik erzeugte Biologisierung der jüdischen Geschichte bisweilen dazu führt, dass die DNA als wirksames, wenn nicht entscheidendes Hilfsmittel bei der Feststellung von Identität angesehen wird. Ein interessantes Beispiel dafür habe ich im Zuge meiner ethnographischen Forschung bei den *Bene Ephraim* im indischen Andhra Pradesh gefunden.

Die Gemeinde der *Bene Ephraim* wurde in den späten 1980er Jahren in dem Dorf Chebole im Guntur-Bezirk von Andhra Pradesh von einer Gruppe christianisierter *Madiga Dalits* (Unberührbare) begründet, die sich als Nachfahren der ver-

lorenen Stämme Israels bezeichnen.¹² An der Spitze dieser Gruppe stehen zwei Brüder, die die Namen Schmuel und Zadok Yacobi annahmen. 1991 errichteten sie eine Synagoge und begannen, jüdische Rituale in ihrer Gemeinde zu praktizieren. Zurzeit umfasst die Gruppe der *Bene Ephraim* ungefähr 150 Personen, die auf die eine oder andere Weise mit der Gemeinde verbunden sind und gern nach Israel auswandern würden. Im Alltag ernähren sich die Gemeindeglieder kosher, beschneiden ihre Söhne, halten den Sabbat ein und feiern die wichtigsten jüdischen Feste. Für viele von ihnen bedeutet das Einhalten der jüdisch-religiösen Vorschriften den Verzicht auf einen Tageslohn am Sabbat, denn die meisten *Bene Ephraim* verdienen ihren Lebensunterhalt als Landarbeiter, für die die Sechstageswoche üblich ist. Die Gemeindeglieder haben begonnen, Hebräisch zu lernen und sich mit der jüdischen Tradition zu befassen. Diese Praktiken haben dazu geführt, dass viele Kinder und Jugendliche der *Bene Ephraim* sich in erster Linie als jüdisch betrachten, denn dies ist die Tradition, in der sie aufgewachsen sind.

2002 publizierte Shmuel Yacobi ein Buch mit dem Titel *The Cultural Hermeneutics*, in dem er seine Lesart der Geschichte der Gemeinde darstellt. Man könnte diese etwa so zusammenfassen: Die *Bene Ephraim* seien Nachkömmlinge der nordisraelitischen Stämme, die im Jahre 722 v. Chr. durch die Assyrer ins Exil getrieben wurden. Nachdem sie eine Zeitlang in Persien gelebt hätten, seien sie nach Nordindien weitergezogen, das damals von dravidischen Gruppen bewohnt wurde. Im siebten vorchristlichen Jahrhundert sei der Subkontinent von „Ariern“ erobert worden, die das Kastensystem eingeführt und sowohl Draviden als auch *Bene Ephraim* zu *Schudras* bzw. Unberühmbaren degradiert hätten. Beide Gruppen seien später nach Südindien umgesiedelt worden, wo sie bis heute wohnhaft sind. Ihr derzeitiger Zustand wird von Yacobi mit dem weiteren Vorstoß der „arischen Herrschaft“ begründet, unter der die *Bene Ephraim* ihren einstigen Status und ihre politische Bedeutung verloren hätten. Sie seien unter der Herrschaft der „Arier“ in die Armut getrieben worden und hätten kaum

¹² Zu den *Madiga* siehe Clarinda Still: Gender, Education and Status in a Dalit Community in Andhra Pradesh, South India. Univ. Diss. 2007; zu den *Bene Ephraim* siehe Yulia Egorova, Shahid Perwez: The Jews of Andhra Pradesh: Contesting Caste and Religion in South India. New York 2013.

noch die Möglichkeit gehabt, ihre Traditionen fortzuführen. So seien sie in Vergessenheit geraten.¹³

Aus den Berichten der Brüder Yacobi und ihrer Dorfgenosser geht hervor, dass die Gemeinde erst in den späten 1980er Jahren damit begann, das Judentum zu praktizieren; die Yacobis halten jedoch fest, dass bereits ihre Eltern und Großeltern von der israelitischen Herkunft gewusst und ihr Judentum seit langem im Geheimen praktiziert hätten. Von manchen wird die Judaisierung der *Bene Ephraim* mit der Begründung abgetan, dass hier eine Gemeinschaft von ehemals Unberühmbaren nur eine höhere Stellung in der lokalen Hierarchie erlangen oder durch Migration nach Israel ihre wirtschaftliche Situation verbessern wolle. Die Brüder Yacobi dagegen betonen, die Entstehung der *Bene Ephraim* habe mit ihrer Zugehörigkeit zu einer niedrigen Kaste nichts zu tun. Allerdings räumt Schmuël Yacobi ein, dass seine Forschungen und sein Bemühen darum, die israelitische Abstammung aufzudecken, zumindest teilweise durch die Ausbeutung seiner Gemeindemitglieder durch Angehörige höherer Kasten motiviert wurden. Das Bekenntnis zur jüdischen Tradition war für ihn der Weg, gegen ein Gesellschaftssystem zu protestieren, in dem seine Gemeinschaft benachteiligt wurde.

Anthropologen und Historiker, die sich mit judaisierenden Bewegungen beschäftigen, haben eine ganze Reihe marginalisierter Gruppen untersucht, die ähnlich wie die *Bene Ephraim* die Umstände ihrer Diskriminierung im Lichte der jüdischen Geschichte neu gedeutet haben. Einige von ihnen wandten sich dem Judentum zu, weil sie in der historischen Leidenserfahrung des jüdischen Volkes ein Spiegelbild ihres eigenen Schicksals erblickten.¹⁴ Im 20. Jahrhundert entstanden sowohl in verschiedenen Teilen Afrikas als auch unter Afroamerikanern eine beträchtliche Anzahl judaisierender Gruppen. In Bezug auf einige dieser Gruppen, speziell diejenigen in den USA, lässt sich nachweisen, dass die Hinwendung zum Judentum aus Protest gegen die weiße Vorherrschaft erfolgte und als Suche nach einem neuen Selbstverständnis zu verstehen ist.¹⁵

¹³ Shmuël Yacobi: *The Cultural Hermeneutics. An Introduction to the Cultural Transactions of the Hebrew Bible among the Ancient Nations of the Thalmudic Telugu Empire of India*. Vijayawada 2002.

¹⁴ Parfitt, Trevisan Semi: *Judaising Movements* (wie Anmerkung 9), S. VII.

¹⁵ Merrill Singer: *Symbolic Identity Formation in an African American Religious Sect. The Black Hebrew Israelite*. In: Yvonne Chireau, Nathaniel Deutsch (Hg.): *Black Zion. African American Religious Encounters with Judaism*. New York, Oxford 2000, S. 55–72; Fran Markowitz u.a.: *Soul Citi-*

Aus der Geschichte der *Bene Ephraim* spricht sowohl das Verlangen, sozialen Protest zu artikulieren, als auch der Wunsch, die eigene Vergangenheit zu ergründen. Die jüdische Tradition erscheint als geeignetes Mittel, beide Bedürfnisse zu befriedigen, weil sie offenbar ein unerschöpfliches Befreiungspotential birgt, das gesellschaftlich marginalisierte Gruppen anzieht. Diese Fallstudie ist ein weiterer Beleg dafür, dass sich das Judentum nicht ohne weiteres als „ethnozentrische“ Religion begreifen lässt. Allerdings werde ich weiter unten zeigen, dass die Studie auch demonstriert, wie hartnäckig sich die Überzeugung hält, nach der die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft auf jüdischer Abstammung beruht, so dass in Fällen, wo die jüdische Identität strittig ist, „genetische Evidenz“ plötzlich eine gewichtige kulturelle Bedeutung erhält.

Vor kurzem haben die Gemeindeführer vorgeschlagen, dass die *Bene Ephraim* sich einem DNA-Test unterziehen sollen, um unter Beweis zu stellen, dass sie jüdisch sind.¹⁶ Sie waren überzeugt davon, dass die Ergebnisse ihr Ursprungsnarrativ bestätigen würden – vorausgesetzt, die Genetiker testeten die richtigen Personen im Dorf. Scheinbar sind die Brüder Yacobi also gewillt, DNA-Tests einzusetzen, um faktische Evidenz für die Richtigkeit ihres Ursprungsnarrativs zu generieren. Dieses Verständnis von der Rolle der Genetik geht offenbar weit über die oben angeführten Vorstellungen hinaus, wonach solche Untersuchungen für die Erhellung von Abstammung und Geschichte interessant sein mögen, aber nicht als Mittel zum Nachweis der jüdischen Identität von Einzelpersonen oder Gruppen geeignet sind. Es mutet ironisch an, dass ausgerechnet eine Gruppe, deren Geschichte ein genealogisches Verständnis jüdischer Tradition widerlegen sollte, das jüdische Volk als eine Familie im biologischen Sinn betrachtet und die eigene Zugehörigkeit unter Rückgriff auf genetische Forschung beweisen will.

Die *Bene Ephraim* waren nicht die erste jüdische Gemeinschaft, die die Genetik als Mittel der externen, „physischen“

zenship. *The Black Hebrews and the State of Israel*. In: *American Anthropologist* 105, 2 (2003), S. 302–312; John L. Jackson Jr.: *Real Black. Adventures in Racial Sincerity*. Chicago, London 2005; Jacob S. Dorman: *Black Israelites aka Black Jews aka Black Hebrews. Black Israelitism, Black Judaism, Judaic Christianity*. In: Eugene V. Gallagher, W. Michael Ashcraft (Hg.): *Introduction to New and Alternative Religions in America*. Westport 2006, S. 59–85; Edith Bruder: *The Black Jews of Africa. History, Religion, Identity*. Oxford, New York 2008.

¹⁶ Mündliche Mitteilung von Zadok Yacobi, Dezember 2009.

Identifizierung nutzte. Die *Bene Israel*, eine weitere jüdische Gemeinschaft in Indien, maßen den an ihnen vorgenommenen Gen-Tests große Bedeutung zu und waren hoch erfreut, als die Ergebnisse sich als „positiv“ erwiesen.¹⁷ Für beide Gemeinden ist die genetische Identifikation so wichtig, weil ihre Vorgeschichte kaum dokumentiert ist. Sowohl die *Bene Israel* als auch die *Bene Ephraim* sehen die DNA als Identifikationsmerkmal, das externe Akteure mit großer Wahrscheinlichkeit als gültig anerkennen. Wie aber ist die jüdische Genetik überhaupt in den Ruf geraten, ein Hilfsmittel für die Feststellung jüdischer Identität zu sein? Eine mögliche Antwort auf diese Frage liegt in der Bedeutung, welche die Rekonstruktion der Vergangenheit im modernen jüdischen Denken hat.

DNA und kollektive Erinnerung

Mit Blick auf die jüdische Aufklärung hat die Anthropologin Tamar Katriel in Anlehnung an Yosef Hayim Yerushalmi festgestellt, dass die Säkularisierung der jüdischen Geschichte mit einer Verlagerung des über rituelle Praxis vermittelten kollektiven Wissens zu einer Historisierung der Vergangenheit verbunden war. Diese Verschiebung wiederum führte zu einer Suche nach kollektiven Erinnerungen und damit zu neu begründeten, rituell eingebetteten Praktiken der Konstruktion von Erinnerung.¹⁸

Jonathan Webber hat darauf hingewiesen, dass mit der Gründung des israelischen Staates die erneute Identifikation als historisches Volk ein Bestandteil jüdischen Selbstverständnisses wurde.¹⁹ Da es keine substanzielle Evidenz für jüdische Herkunft oder jüdische Praktiken in der Familie Yacobi gibt, ist es

¹⁷ Parfitt, Egorova: *Genetics, Mass Media and Identity* (wie Anmerkung 11); Yulia Egorova: *The Truth is in the Genes? Jewish Responses to DNA Research*. In: *Culture and Religion* 10, 3 (2009), S. 159–177. Zur Erforschung der *Bene Israel* und zum Verhältnis zwischen ihrem jüdischen und ihrem indischen Erbe siehe etwa Shirley Berry Isenberg: *India's Bene Israel – a Comprehensive Inquiry and Source Book*. Bombay 1988; Shalva Weil: *Yom Kippur: the Festival of Closing the Doors*. In: Hananya Goodman (Hg.): *Between Jerusalem and Benares. Comparative Studies in Judaism and Hinduism*. Albany 1994, S. 85–100.

¹⁸ Tamar Katriel: *Sites of Memory. Discourses of the Past in Israeli Pioneering Settlement Museums*. In: Dan Ben-Amos, Liliane Weissberg (Hg.): *Cultural Memory and the Construction of Identity*. Detroit 1999, S. 99–135. Hier: S. 102.

¹⁹ Jonathan Webber: *Making Sense of the Past: Reflections on Jewish Historical Consciousness*. In: Bryceson, Okely, Webber (Hg.): *Identity and*

nicht erstaunlich, dass sie sich gedrängt fühlte, ihr Narrativ dem nachzubilden, was Katriel „the rhetoric of factuality“ nennt.²⁰ Dafür nur zwei Beispiele: In seinem 2002 erschienenen Buch bemüht sich Schmuël Yacobi, historische und linguistische Belege für die lange Tradition der *Bene Ephraim* zu erbringen; und Besucher der Gemeinschaft werden häufig zu den Stätten des antiken Erbes der *Bene Ephraim* in Indien geführt. Seit auch die DNA zu solch einer Stätte historischen jüdischen Bewusstseins geworden ist, musste auch sie Eingang in die Sammlung der Artefakte finden, die die jüdische Vergangenheit der Gemeinschaft dokumentiert.

Gleichzeitig ist festzuhalten, dass sowohl die *Bene Israel* als auch die *Bene Ephraim* von einem starken Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zum Judentum durchdrungen sind, unabhängig davon, wie ihr (durch die westliche Naturwissenschaft bestätigtes) „genetisches Profil“ beschaffen sein mag. Wie Tudor Parfitt und ich an anderer Stelle dargelegt haben, nutzten die *Bene Israel* die Ergebnisse der DNA-Tests, um jenen, die an ihrer jüdischen Herkunft zweifelten, ihre Jüdischkeit zu beweisen; sie betonten dabei aber stets, sie seien auf jeden Fall jüdisch, einerlei, was die genetische Untersuchung ergab. Sie gingen sogar so weit, die Testergebnisse im Sinne ihrer eigenen Tradition umzuinterpretieren und sie letztlich als Beleg dafür heranzuziehen, dass ihre eigene Gemeinschaft von besonders reiner jüdischer Abstammung sei.²¹ Wenn also bei den *Bene Ephraim* DNA-Tests durchgeführt werden sollten, die negative Resultate zutage fördern, so liegt die Vermutung nahe, dass die Gemeinschaft dieses Ergebnis nicht akzeptieren würde. Als ich Zadok Yacobi darauf ansprach, dass der genetische Befund ja auch negativ ausfallen könnte, erwiderte er, das sei unmöglich, sofern die Tests korrekt durchgeführt und ausgewertet würden.

An anderer Stelle habe ich argumentiert, dass genetisch-anthropologische Studien zwar naturgemäß interpretativ sind, aber doch als harte Wissenschaft wahrgenommen werden. Das macht sie zu einem geeigneten rhetorischen Instrument, um einer historischen und politischen Agenda Nachdruck zu ver-

Networks. Fashioning Gender and Ethnicity across Culture. New York 2007, S. 73–90.

²⁰ Katriel: Sites of Memory (wie Anm. 18), S. 126.

²¹ Parfitt, Egorova: Genetics, Mass Media and Identity (wie Anm. 11).

leihen.²² In manchen Situationen mag die genetische Geschichte sogar als besonders geeignet erscheinen, eine Vorstellung von Authentizität zu kreieren und bevorzugte historische Erinnerungen zu bekräftigen. Sozialwissenschaftler haben gezeigt, dass die Neubestimmung der Geschichte häufig einen wichtigen Aspekt der Neugestaltung kollektiver Identitäten darstellt.²³ Dieser Vorgang vollzieht sich zweifellos in beide Richtungen. Die Konfrontation mit einer neuen historischen „Tatsache“ oder mit einer Antwort auf die Frage nach dem „rätselhaften“ Ursprung einer Gemeinde – und um die Lösung solcher Rätsel bemüht sich die genetische Anthropologie nicht selten – wird sich auf das gemeinschaftliche Selbstverständnis auswirken, vor allem wenn solche Antworten von den Machthabern der Gesellschaft bereitgestellt werden. Genetiker gehören zwar nicht zur Bürokratie, aber sie präsentieren ihre Arbeit doch als „Stimme von oben“, als Grundlage stichhaltiger Narrative, die auf exakter Wissenschaft beruhen und durch soziales Kapital legitimiert sind, das sich wiederum aus akademischen Positionen, Veröffentlichungen in renommierten Zeitschriften und erfolgreichem Fundraising zusammensetzt.

Gleichzeitig hat man den Eindruck, dass genetische Befunde von Laien zwar gern als rhetorisches Mittel genutzt werden, um Identitäten zu definieren, dass dies aber selektiv geschieht, um die jeweils bevorzugten Darstellungen der Herkunft und historischen Entwicklung einer getesteten Gruppe zu untermauern. Daher vermute ich, dass hinter der Bereitschaft der *Bene Ephraim*, sich eine „genetische Geschichte“ zueigen zu machen, nicht nur der Glaube an biologischen Determinismus steht, sondern auch das Gefühl, dass eine solche Geschichtsschreibung ein wirksames befreiendes Potential in sich birgt.

Gemeinden wie die *Bene Ephraim* und die *Bene Israel* bemühen sich darum, materielles Belegmaterial für ihre Vorgeschichte vorzulegen, doch statt all der Artefakte, die eine anerkannte jüdische Gemeinschaft sozusagen ins rhetorische Museum der eigenen Herkunft stellen würde, haben sie ihren

²² Egorova: The Truth is in the Genes? (wie Anm. 17); Yulia Egorova: De/geneticising Caste. Population Genetic Research in South Asia. In: *Science as Culture* 18, 4 (2009), S. 417–434.

²³ Gerd Baumann: Collective Identity as a Dual Discursive Construction: Dominant vs. Demotic Discourses of Culture and the Negotiation of Historical Memory. In: Heidrun Friese (Hg.): *Identities. Time, Difference, and Boundaries*. New York 2002, S. 189–200; Webber: *Making Sense of the Past* (wie Anm. 19).

Gesprächspartnern nichts als ihre DNA anzubieten. Das Gen fungiert in den hier betrachteten Fällen anscheinend nicht nur als unfehlbares Mittel zur Identitätsbestimmung, das an die Gemeinden von außen herangetragen wird, sondern auch als ein Ort, wo Dinge neu ausgehandelt werden können, so dass sowohl die etablierte Wissenschaft als auch die Testpersonen die in ihren Augen richtigen historischen Narrative konstruieren können. Die Gemeindeführer wissen zwar um die reduktionistische Agenda der DNA-Forschung, finden aber darin zugleich eine potentielle rhetorische Waffe gegen diejenigen, die ihre Jüdischkeit in Frage stellen, und nutzen sie als letzten Ausweg, ihr Herkunftsnarrativ zu beweisen. In ihrem Fall dient die DNA einerseits zur Übermittlung der althergebrachten Vorstellung „jüdischer Differenz“, andererseits, und dies ist eine Neuerung, als Medium zur Verbesserung des sozialen Status. Dabei bleibt jedoch die Frage unbeantwortet, wessen Stimme in von offiziellen Stellen eher gehört und berücksichtigt wird, wenn es um konkrete politische Leitlinien geht. Ist es für die israelischen Behörden überhaupt relevant, dass die *Bene Ephraim* versichern, sie seien mit dem übrigen jüdischen Volk genetisch verwandt? Wie viel Einfluss haben sie darauf, ihre Einwanderung in den Staat der Juden zu befördern – mit oder ohne „genetisches“ Belegmaterial –, wenn der Staat selbst sich dagegen entscheidet? Welche anderen Akteure – abgesehen von den Genetikern und den getesteten Gruppen – sind daran beteiligt, Erzählungen zu kreieren und anzuwenden, die von der genetischen Anthropologie autorisiert wurden? Diese Fragen werden die Aufmerksamkeit von Sozialtheoretikern weiterhin in Anspruch nehmen und erfordern eine offene und öffentliche Diskussion.

BILDNACHWEIS
Abb. 1: Im Privatbesitz der
Autorin

*Jubiläumsvortrag anlässlich des 15jährigen Bestehens des
Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur*

Dieter Langewiesche

Zur Verbindung von jüdischer und allgemeiner Geschichte

I. Jüdische Geschichte wurde erst spät an der Universität als Fach eingerichtet, spät nicht nur in Deutschland. Mit einem Lehrstuhl an einer weltlichen Universität erstmals in den USA, 1930 an der Columbia University, von dort dank der wirkungsmächtigen ersten Inhaber dieser Professur weit ausstrahlend.¹ Bis nach München. Warum so spät? Das führt mitten in das Thema, über das einige Worte zu sagen Michael Brenner mich eingeladen hat: zur Verbindung von jüdischer und allgemeiner Geschichte.

Natürlich habe ich nachgeschaut, was hier in München am Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur dazu gesagt worden ist. Michael Brenner spricht für die Jüdischen Studien, einschließlich der jüdischen Geschichte, in Deutschland und generell in Europa von einer „exotischen Rolle“, innerhalb der nationalen Geschichte ein „Nischenplatz“, so schreibt er, um das Wort Ghettoisierung zu vermeiden. Ja, das ist überwiegend wohl immer noch so. Die langsame, sehr langsame Korrektur dieser Einstellung möchte ich aber nicht, jedenfalls nicht so ausschließlich, „Reaktion auf eine tragische Vergangenheit“ nennen, um noch einmal Michael Brenner zu zitieren.² Mir scheint, es liegt auch daran, dass eine Konzeption von Geschichtswissenschaft, wie sie sich im Europa des 19. Jahrhunderts ausgeformt hatte, heute an Überzeugungskraft verliert, jedenfalls in der früheren Ausschließlichkeit.

¹ Der erste Inhaber dieses Lehrstuhls war Salo Wittmayer Baron. 1980 wurde ein nach ihm benannter Lehrstuhl eingerichtet, auf den Yosef Hachim Yerushalmi berufen wurde.

² Michael Brenner: Von einer jüdischen Geschichte zu vielen jüdischen Geschichten. In: Ders./David N. Myers (Hg.): Jüdische Geschichtsschreibung heute. Themen, Positionen, Kontroversen. München 2002, S. 17–35, hier S. 31 f.

Die Geschichtswissenschaft, wie sie damals entstanden ist – nicht nur in Deutschland, aber ich blicke jetzt auf die deutsche Entwicklung – verstand sich als durch und durch national. Und nur weil sie das tat, konnte sie im 19. Jahrhundert zu einer Leitwissenschaft werden. Wissenschaftlich hat ihr das nicht gut getan, aber es hat ihr in der Gesellschaft und im Staat einen hohen Rang verschafft. Die Universität präsentierte sich immer wieder aufs Neue als einer der zentralen Pfeiler im Fundament der Nation, daraus leitete sie ihren hohen Geltungsanspruch ab. Und von der Geschichtswissenschaft wurde erwartet, der Nation und dann dem jungen Nationalstaat eine lange Geschichte zu stiften, die auf diesen Nationalstaat zulief. Das war die Erwartung in der Mehrheitsgesellschaft, und die Historiker erfüllten sie. Überall. Aus Überzeugung. Sie erklärten, warum es so kommen musste, wie es gekommen ist, eine Erfolgsgeschichte. Minderheiten gehörten nicht zu ihr, schon gar nicht Minderheiten, die man in einen Gegensatz zur Mehrheitsnation bringen konnte. Die Nationalgeschichte, das wird man generell sagen dürfen, hatte stets ein Problem mit Minderheiten, genauer: mit denen, die man als Minderheit ansah.

In diese Distanz zu Minderheiten, nicht selten radikalisiert zum Verlangen nach Auflösung in der Mehrheitsnation, in diese minderheitenfeindliche Haltung der Nation ordne ich das damalige Verhältnis von jüdischer Geschichte und sogenannter allgemeiner Geschichte ein. Sogenannter allgemeiner Geschichte, denn gemeint war: nationale Geschichte, dominiert von den Siegeslinien, die zu erkennen man sich sicher wähnte. In Deutschland war es spätestens seit dem Nationalstaat eine preußisch-protestantische Linie.

Es gab damals im jungen deutschen Nationalstaat aber auch andere Perspektiven auf die Geschichte, verbunden mit anderen Geschichtsschreibungen, nicht nur die national-preußisch-protestantische. Doch diese abweichenden Geschichtsbilder fanden an den Universitäten keinen Rückhalt oder allenfalls marginal. Auf dem Geschichtsmarkt hingegen behaupteten sie sich durchaus erfolgreich, fanden dort ihr Publikum, wurden diskutiert, ohne jedoch in den Kanon nationaler Geschichtsschreibung, der sich ausbildete, aufgenommen zu werden, ohne an den Universitäten einen Ort zu finden.³ Ich spreche

³ Das habe ich näher ausgeführt in: Dieter Langewiesche: Die Geschichtsschreibung und ihr Publikum. Zum Verhältnis von Geschichtswis-

von der jüdischen, von der katholischen und auch von der sozialistischen Geschichtsschreibung, vieles wurde diesen Historikern mit ihren alternativen Erzählungen damals von der akademischen Geschichtswissenschaft entgegengehalten, aber im Mittelpunkt stand doch stets der Vorwurf, nicht national zu sein und deshalb, so meinte man, die Geschichte der Nation nicht angemessen beurteilen zu können. Ihren Repräsentanten wurde der Zutritt zu einem Geschichtslehrstuhl verwehrt oder sehr erschwert.

Um religiösen Minderheiten einen gleichberechtigten Zugang zum geschichtswissenschaftlichen Lehramt zu ermöglichen, musste zweierlei geschehen: Die Geschichtsprüfung durfte nicht mehr als Weltanschauungskanzel der Nation gelten, und die Religionszugehörigkeit durfte nicht als Karrierefilter benutzt werden. Dieser Filter wurde in der Weimarer Republik durchlässiger. Für Katholiken stärker als für Juden.⁴ Erst wenn diese beiden Hemmnisse beseitigt sind, so meine Deutung der Entwicklung, kann eine offene, nicht von Diskriminierung durchsetzte Beziehung zwischen jüdischer und allgemeiner Geschichte entstehen. Denn die Art der Geschichtsbetrachtung kann nicht gelöst werden von den Institutionen, in denen dieses Geschäft professionell betrieben wird. Um es zuzuspitzen:

Ohne den religiös oder konfessionell ungefilterten Zugang zum Beruf des Historikers kein offenes Verhältnis zwischen Minderheitsreligionen und der nationalen Geschichte in der Geschichtswissenschaft.

II. Warum beschädigt die Exotisierung der jüdischen Geschichte, ihre Nischenexistenz die Erforschung der allgemeinen Geschichte? Eine große Frage. Ich gebe nur zwei Hinweise aus meinen Beobachtungen als Historiker in einem schon recht langen Berufsleben, kein Versuch einer systematischen Antwort. Sie erforderte mehr Raum.

Einer der bedeutenden Inhaber jener Columbia-Professur für jüdische Geschichte mit Ausstrahlung bis nach München, Yo-sef Hayim Yerushalmi, hat 1982 in einer Leo Baeck Memorial

senschaft und Geschichtsmarkt. In: Ders.: Zeitwende. Geschichtsdenken heute. Göttingen 2008, S. 85–100.

⁴ Mit genauen Zahlen auch zu Katholiken Andreas D. Ebert: Jüdische Hochschullehrer an preußischen Universitäten (1870–1924). Eine quantitative Untersuchung mit biografischen Skizzen. Frankfurt am Main 2008.

Lecture einen ungewöhnlichen Vergleich zwischen der spanischen und der deutschen Geschichte durchgeführt.⁵ Die Anerkennung des getauften Juden als „neuer Christ“ durch die spanische Gesellschaft und des Religionsjuden als „neuer Deutscher“ durch die deutsche Gesellschaft nannte Yerushalmi den Lackmestest für nicht-rassisches Denken. Beide Gesellschaften haben diesen Test nicht bestanden, da sie mit der Vorstellung von der „Reinheit des Blutes“ das Gleichheitspostulat des Christentums auf der einen Seite und des Verfassungsrechts im modernen Nationalstaat auf der anderen außer Kraft zu setzen suchten.

Das finde ich überzeugend, und nicht nur für die historischen Vergleichsfelder, die Yerushalmi im Blick hatte. Es gilt generell. Aus der Sicht der allgemeinen Geschichte stellt, so meine ich, die jüdische Geschichte eine Sonde zur Verfügung, die es erlaubt, das historische Geschehen aus einer Perspektive zu befragen, die es ermöglicht, gesellschaftliche Einstellungen und Werthaltung zu erkennen, die ansonsten übersehen oder als unwichtig beiseite gerückt würden, obwohl sie doch in Kernprobleme der Gesellschaft führen. Als Beispiel erwähne ich die europäischen Revolutionen von 1848. Ein mächtiger Schub in Richtung moderne Staatsbürgergesellschaft, zweifellos, auch für die jüdischen Minderheiten in den Staaten Europas, weil der Status des Staatsbürgers von der Religion gelöst werden sollte. Aber dieser Fortschritt für die gesamte Gesellschaft begann mit einem Flächenbrand an antijüdischen Ausschreitungen vom französischen Elsass über deutsche Staaten bis in die Habsburgermonarchie, vor allem Böhmen und Ungarn, und auch Norditalien blieb nicht verschont. Und nach der Revolution gab es mancherorts, u.a. hier in Bayern, eine Protestbewegung gegen die rechtliche Gleichstellung der Juden, die in der Revolution zu gelingen schien.

Die jüdische Geschichte in die allgemeine Geschichte der Revolution zu integrieren bedeutet, auf langfristige gesellschaftliche Probleme aufmerksam zu werden, die sich durch die Revolution hindurchziehen. Die jüdische Geschichte leuchtet hier keineswegs Randzonen der Gesellschaft aus, keine Nischen, sondern der Allgemeinhistoriker wird in Kernzonen der damaligen Mehrheitsgesellschaften geführt, in Werthaltungen großer

⁵ Yosef Hayim Yerushalmi: *Assimilation and Racial Anti-Semitism: The Iberian and The German Models* (Leo Baeck Memorial Lectures; 26). New York 1982.

Bevölkerungsgruppen, die in anderen Zeitrhythmen laufen als die politischen Ereignisse. Sichtbar werden auch Kommunikationsräume, welche die nationalen Grenzen übergreifen. Die jüdischen Zeitschriften in England und Frankreich, in den deutschen Staaten und in der Habsburgermonarchie überziehen das damalige Europa mit einem Beobachtungs- und Kommunikationsnetz, in dem andere Aspekte der Revolution sichtbar werden als in nicht-jüdischen Zeitschriften. Auch hier geht es nicht um eine Nischenbeobachtung, sondern zentrale Aspekte gesellschaftlicher Entwicklung werden angesprochen, wenn in den jüdischen Zeitschriften die europäischen Staaten in eine Skala von Fortschrittlichkeit und Rückständigkeit eingetragen werden und so ein ganz ungewohntes Bild von Europa entsteht, das die vertrauten Vergleichsmaßstäbe herausfordert.⁶ Ein Widerspruch zu den eingeschliffenen Bildern, an denen wir unsere Urteile zu bilden pflegen. Kurz, die jüdische Geschichte zwingt dazu, die allgemeine Geschichte von einem veränderten Sehepunkt aus zu betrachten, um meinen Lieblingstheoretiker aus dem 18. Jahrhundert⁷ zu bemühen, dessen Theorie der Sehepunkte begründet, warum die Pluralität der Zugänge zur Geschichte unentbehrlich ist. Solange die sogenannte allgemeine Geschichte den jüdischen Sehepunkt nicht einbezieht, bleibt die nationale Geschichte eine amputierte Geschichte; amputiert, weil sie der jüdischen Geschichte eine Nische zuweist. Eine Behinderung für beide, für die allgemeine Geschichte und für die jüdische.

Mein zweiter und letzter Punkt, indirekt habe ich ihn schon angesprochen: Die jüdische Geschichte in die allgemeine aufzunehmen, ihr dort einen festen Platz zu geben, erleichtert es, die nationale Geschichte in eine vergleichende Perspektive zu rücken. Jüdische Geschichte ist zwar wie jede Geschichte an Zeiten und Räume gebunden und ändert sich mit ihnen. Doch es ist ein Spezifikum der jüdischen Geschichte, abgegrenzte Räume – staatlich, national oder wie auch immer abgegrenzt – zu übergreifen und sich selber immer wieder erneut in langen

⁶ Diese Hierarchisierungen nach Fortschrittskriterien jüdischer Zeitgenossen (im Vergleich zu anderen) führe ich aus in: Dieter Langewiesche: Zum Wandel sozialer Ordnungen durch Krieg und Revolution. Europa 1848 – Wissenserzeugung und Wissensvermittlung. In: Jörg Baberowski/Gabriele Metzler (Hg.): Gewaltträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand. Frankfurt am Main 2012, S. 93–134.

⁷ Johann Martin Chladenius: Allgemeine Geschichtswissenschaft (1752). Wien u.a. 1985.

Zeitlinien zu verorten. Ein schwieriges Geschäft, diese Selbstverortung, immer kontrovers und nie abgeschlossen. Es fordert dazu auf zu vergleichen. Deshalb meine ich: Jüdische Geschichte ist per se eine auf Vergleich angelegte Geschichte. Sie in die allgemeine Geschichte zu integrieren, bedeutet, deren Fähigkeit zum Vergleich zu fördern. Fördern, sage ich vorsichtig, denn ein Selbstläufer ist das nicht, wenn wir etwa die heutigen Debatten um transnationale oder globale Geschichte betrachten. Man kann auch von dieser hohen Warte aus die jüdische Geschichte marginalisieren. Und auch hier möchte ich von einem Lackmustest sprechen, einem Test darüber, wie offen die Wissenschaft und die Gesellschaft, in der sie wirkt, generell Minderheiten begegnet und deren Wahrnehmung der Mehrheitsgesellschaft ernst nimmt als eine Chance, sich selber besser zu verstehen.

Das klingt fast wie ein Kommentar zu einem Forschungsprojekt, das hier in München am Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Kultur gemeinsam mit zwei anderen Professuren, die nicht jüdischen Studien gewidmet sind, durchgeführt wird: Christen, Mauren, Juden – Erinnerungskultur und Identitätspolitik in der iberischen Moderne. So heißt dieses Projekt. Es schlägt eine Brücke zu dem, womit ich begonnen hatte: zur Institutionalisierung der Jüdischen Geschichte an der Columbia University seit 1930 und zu den personellen und thematischen Wirkungslinien, die sich bis nach München ziehen.

Herzlichen Glückwunsch, lieber Herr Brenner, Ihnen und allen, die daran beteiligt sind, der jüdischen Geschichte *in* der Universität einen festen Platz zu geben. Eine unverzichtbare Aufgabe für die Geschichtswissenschaft insgesamt.

Sophia Schmitt und Johannes Börmann

Exkursion des Studierendennetzwerks nach Augsburg

Am 26. Januar 2014 fuhr eine Gruppe von sieben Studenten des Studierendennetzwerks des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur nach Augsburg. Gemeinsam erreichten wir das Jüdische Museum Augsburg, wo wir eine hervorragende Führung erhielten. Diese umfasste sämtliche Epochen der jüdischen Geschichte Augsburgs, vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Anhand der Geschichte der Juden in der Frühen Neuzeit wurde die Situation der schwäbischen Landjuden detailliert beleuchtet. Dies war für uns sehr interessant, da diese besonderen Verhältnisse und allgemein diese Epoche nach den Vertreibungen aus den größeren Städten in München weniger im Fokus stehen. Im Zusammenhang mit der jüngsten Geschichte der jüdischen Gemeinde in Augsburg stand dann die Besichtigung der renovierten Synagoge im Zentrum, deren bauliche Struktur (einschließlich Teile der Dekoration) die Zeit des Nationalsozialismus weitgehend unbeschädigt überstanden hat. Auch zur Architektur und zur in der Synagoge verwendeten Symbolik erhielten wir ausführliche Erläuterungen. Abschließend beschäftigten wir uns noch näher mit der Entwicklung der jüdischen



1 Im Jüdischen
Museum Augsburg

Gemeinde Augsburgs nach 1945, den Problemen und Herausforderungen, vor denen sie heute steht, sowie ihrem Verhältnis zum Museum. Nach einem Mittagessen beendeten wir unseren Besuch mit der Besichtigung des Doms und der mittelalterlichen Glasfenster, die drei Propheten mit Judenhut zeigen, und fuhren wieder nach München zurück. Die Exkursion war trotz der Kürze des Besuchs sehr bereichernd für uns, da wir uns alle schon mit der Geschichte der jüdischen Gemeinde in München beschäftigt hatten, die Entwicklung in und um Augsburg vor allem in der Frühneuzeit uns aber größtenteils unbekannt war. Sicherlich konnte damit unser Verständnis des Facettenreichtums der deutsch-jüdischen Geschichte erweitert werden. Wir bedanken uns bei Anja Bauer, die die Organisation vor Ort übernommen hat, und beim Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur, der die Exkursion finanziell unterstützt hat.

BILDNACHWEIS
Abb. 1: privat

NACHRICHTEN UND TERMINE

Neues von Mitarbeitern
und Absolventen

Veranstaltungen

Neues vom Freundeskreis
des Lehrstuhls

NEUES VON MITARBEITERN UND ABSOLVENTEN

Wir freuen uns darüber, dass für das Sommersemester **Prof. Dr. Anita Shapira**, Direktorin des Chaim Weizmann Institute for the Study of Zionism an der Universität Tel Aviv, als Gastprofessorin der Allianz und des Israel Institute (Washington) für den Lehrstuhl gewonnen werden konnte. Sie ist Senior Research Fellow des renommierten Israel Democracy Institute. Anita Shapira zählt zu den bedeutenden Historikerinnen auf dem Gebiet der Israel Studies. 2008 erhielt sie mit dem Israel Prize die wichtigste Auszeichnung des Staates Israel. Zu ihren Veröffentlichungen gehören sowohl Studien zur politischen und sozialen Geschichte Israels als auch Biographien von zentralen Persönlichkeiten der zionistischen Bewegung.

Prof. Dr. Michael Brenner ist zum Internationalen Präsidenten des Leo Baeck Instituts gewählt worden. Das Leo

Baeck Institut mit Zentren in Jerusalem, London und New York sowie einer Dependence am Jüdischen Museum Berlin wurde 1955 gegründet, um das kulturelle Erbe des deutschsprachigen Judentums zu bewahren. Es verfügt über bedeutende Archivbestände und Bibliotheken und gibt das renommierte Year Book of the Leo Baeck Institute heraus. Erster Internationaler Präsident des nach ihm benannten Instituts war der 1956 verstorbene ehemalige Berliner Rabbiner Leo Baeck. Mit Michael Brenner nimmt zum ersten Mal seit Gründung des Instituts ein nach der Shoah geborener und in Deutschland lehrender Akademiker diese ehrenamtliche Position ein.

Privat-Doz. Dr. Mirjam Zadoff und **Dr. Gregor Pelger** (Kurt Huber Gymnasium Gräfelfing) haben im vergangenen November den mit 10.000 Euro dotierten LMU Lehrinnovationspreis erhalten. Sie wurden für das praxisorientierte und innovative Lehrkonzept „Jüdische Geschichte im Unterricht: Didaktische Konzepte und praktische Anwendungen“ ausgezeichnet, das eine enge Zusammenarbeit zwischen Lehramtsstudierenden, aktiven Lehrkräften im Schulunterricht sowie Schülerinnen und Schülern vorsieht. Die erste Phase war vom Leo-Baeck-Programm der Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft gefördert worden. Das Preisgeld ermöglicht es, das Projekt weiterzuführen und auch in anderen Fächern des Historischen Seminars zu etablieren.

Im Sommersemester ist **Mirjam Zadoff** in Mutterschutz und Elternzeit. Sie wird durch **Dr. Philipp Lenhard** vertreten, der zum Thema „Juden in der französischen Revolution“ ein Seminar hält und das Projekt „Jüdische Geschichte im Schulunterricht“ gemeinsam mit Herrn Pelger weiterführt. Im Januar hat Herr Lenhard seine Dissertation zum Thema „Von Blut und Geist. Die Entstehung moderner jüdischer Ethnizität in Frankreich und Deutschland, 1782–1848“ mit ‚summa cum laude‘ verteidigt, und arbeitet nun im Anschluss an einem Postdoc-Projekt zum Thema „Max Horkheimer und Friedrich Pollock – Geschichte einer utopischen Freundschaft“.

Dr. Oren Osterer, Alumnus des Lehrstuhls, gibt die Leitung der Europäischen Janusz Korczak Akademie ab und arbeitet nun als Chef des Organisationskomitees für die Europäischen Makabi-Spiele 2015 in Berlin. Im Wintersemester 2012/13 hatte er seine Dissertation über „Das Israelbild in Tageszeitungen der DDR“ abgeschlossen.

Im vergangenen Wintersemester wurden in der Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur wieder mehrere Magister- und Bachelorarbeiten erfolgreich abgeschlossen:

Fabian Weber hat eine Magisterarbeit zum Thema „Die Rolle des Antizionismus im Nationalsozialismus“ geschrieben.

Für seine Magisterarbeit forschte **Franz Neugebauer** zum Thema „Zwischen Lebenskunst und Künstlerdasein: Osteuropäisch-jüdische Immigranten in New York zwischen jiddischer Kultur und amerikanischer Popularkultur am Beispiel des Grand Street Theaters“. In **Andreas Pirlings** Magisterarbeit geht es um das Thema „Unter Stadt und Kaiser. Die Juden im Frankfurt des 13. Jahrhunderts“.

„Christliche Angestellte und Bedienstete in frühmittelalterlichen jüdischen Haushalten in Zentraleuropa“ ist das Thema der Bachelorarbeit von **Leonie Rey**. Die Bachelorarbeit von **Christofer Haaf** greift das Thema „Zwischen Antifaschismus und der Etablierung einer ‚anderen‘ Erinnerung – zur deutsch-jüdischen (Nachkriegs-)Literatur in der DDR“ auf. Mit dem „Einfluss der Kriegsverbrecherprozesse auf die Entwicklung der Menschenrechte“ beschäftigt sich **Saskia Millmanns** Bachelorarbeit. **Linus Rapp** schrieb seine Bachelorarbeit zum Thema „Juden, Italiener und eine schwierige Aufgabe – Die Erinnerung an Antisemitismus und Holocaust“. **Julia Baumann** hat ihre Bachelorarbeit zum Thema „Israel – Kultur(en) der Migration: Vom Umgang sudanesischer Flüchtlinge in und um Tel Aviv mit ihrer Geschichte“ verfasst.

Veröffentlichte Bücher

Anfang des Jahres erschien bei Vandenhoeck & Ruprecht unter dem Titel *Jüdische Politik und Presse in der frühen Bundesrepublik* die Dissertation von **Dr. Andrea Sinn**.

Aschkenas in Jerusalem. Die religiösen Institutionen der Einwanderer aus Deutschland im Jerusalemer Stadtviertel Rechavia (1933–2004) – Transfer und Transformation ist der Titel der Dissertation von **Christian Kraft**, die ebenfalls bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienen ist.

VERANSTALTUNGEN

Vorschau

Prof. Richard Wolin, City University of New York, hält am 29. April einen Vortrag zum Thema „Die ‚Banalität des Bösen‘. Das Ende einer Legende“. Der Vortrag beginnt um 19 Uhr c.t. im Hörsaal 001 im Historicum.

Am 5. Mai um 18 Uhr wird **Prof. Dr. Michael Brocke** vom Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen einen Vortrag zum Thema 'Die hebräischen Grabinschriften des Mittelalters als Quellen für den Historiker' halten. Der Veranstaltungsort wird noch rechtzeitig bekannt gegeben.

Scholem Alejchem Vortrag 2014

Gestiftet zum Gedenken an David und Scheina Kahan sel. A.

In Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelit. Kultusgemeinde München

Itzik Gottesman PhD, New York 'Vi boyt men a Yidishland? Folklor un natsyonalizm in Poyln farn khurbn' (Wie erschafft man ein Jiddischland? Folklore und Nationalismus in Polen vor dem Holocaust)

Vortragssprache: Jiddisch

Donnerstag, 8. Mai 2014, 20 Uhr

Historicum, Schellingstr. 12, Raum 001

Zwischen den beiden Weltkriegen herrschte unter den Juden Polens ein großes Interesse an ihrer Folklore. 1925 entstand die Ethnographische Sektion des YIVO in Vilnius, zu der auch Hunderte Freiwillige, die sogenannten zamlers, gehörten. In ganz Osteuropa sammelten sie Volksgut in Form von Liedern, Legenden, Erzählungen, Sprichwörtern, Bräuchen usw. Aber was führte zu diesem gesteigerten Interesse an jiddischer Folklore? Der Vortrag stellt den Zusammenhang zwischen diesem Interesse und der Idee des jüdischen Nationalismus auf der Grundlage der jiddischen Sprache und Kultur dar und zeigt, welche bedeutende Rolle das Volksgut in der Gestaltung einer jiddisch-weltlichen Identität spielte.

Itzik Gottesman ist Ethnograph und ein ausgewiesener Kenner der Klezmer-Musik. Aufgewachsen ist er in New York in einer jiddisch-sprechenden Familie. Seine Mutter war die berühmte Poetin Beyle Schaechter-Gottesman.

Bis 2013 arbeitete er als stellvertretender Chef-Redakteur des New Yorker Forverts (jiddische Wochenzeitung, gegr. 1897 als Tageszeitung), wo er zahlreiche Artikel zur jiddischen Kultur, Musik und Folklore veröffentlicht hat. Zu seinen wichtigsten Publikationen gehört das Buch *Defining the Yiddish Nation: The Yiddish Folklorists of Poland*, auf dem auch der diesjährige Scholem Alejchem-Vortrag aufbaut.

Prof. Dr. Anita Shapira, die im Sommersemester als Gastprofessorin am Lehrstuhl sein wird, wird am 15. Mai um 19 Uhr in Raum M018, Geschwister-Scholl-Platz 1 einen Vortrag zum Thema „Ben-Gurion – the Father of Israeli Statehood“ halten. Außerdem bietet Sie im Sommersemester einen Vertiefungskurs zum Thema „Israel between the Holocaust and the Six Day War, 1945–1967“ an.

Mirjam Zadoff wird am 27. Mai um 19 Uhr in Raum 001 des Historicums einen Vortrag zum Thema „Wer ist Jude? Über jüdische Erfahrung im 20. Jahrhundert“ halten. Die Veranstaltung findet in Kooperation mit dem Kulturzentrum der Israelitischen Kultusgemeinde statt.

Am 5. Juni wird **Prof. David Ruderman**, University of Pennsylvania und ehemaliger Allianz-Gastprofessor, um 19 Uhr in Raum 001 des Historicums zu folgendem Thema sprechen: „The Revival of the Jewish-Christian Debate in Nineteenth Century Europe: The Evangelical Missionary Alexander McCaul and His Jewish Interlocutors“. Dieser Vortrag findet in Kooperation mit dem Internationalen Graduiertenkolleg „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts.“

Prof. Alan Levenson, Schusterman/Jo-sey Professor of Jewish Intellectual History an der University of Oklahoma, spricht am 12. Juni um 18 Uhr in Raum 202 des Historicums zu „Writing a Biblical Biography: Portraits of Joseph“.

Prof. David Biale, Emanuel Ringelblum Distinguished Professor of Jewish History an der University of California Davis, spricht am 18. Juni zum Thema „Toward a New History of Hasidism“. Raum und Zeit werden noch bekannt gegeben.

Am 26. Juni wird **Dr. Anna Hajkova**, University of Warwick, einen Vortrag zu „Was sagt uns Theresienstadt über jüdische Geschichte? Nachdenken über den Holocaust und Juden im mittleren Europa“ halten. Der Vortrag findet um 16 Uhr in Raum 201 im Historicum statt.

Anschließend (um 18 Uhr) findet in Raum 202 im Historicum ein zweiter Vortrag statt. **Dr. Eva Doležalová** vom Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften in Prag spricht „Zur Geschichte der Juden in Prag im Spätmittelalter“.

Die diesjährige Europäische **Sommeruniversität für Jüdische Studien in Hohenems** findet vom 6. bis 11. Juli statt. Sie widmet sich dieses Jahr dem Thema „It all runs in the family... Jüdische Beziehungsgeschichten“. Die Sommeruniversität wird aus dem Blickwinkel verschiedener Disziplinen die Bedeutung der Familie im Judentum betrachten, ihre narrative Prägung als Gegenstand biblischer und historischer Erzählung, ihre Funktion als soziales Netzwerk und als Schutzraum einer Minderheitenexistenz, als Ort von Generationenkonflikten und Auseinandersetzung um Tradition und Veränderung. Zugleich werden auch die populären Zuschreibungen, Selbstzuschreibungen und Rollenprojektionen (wie die der *yidishen mame*) in verschiedenen Medien, aber auch in den Jüdischen Studien selbst thematisiert.

Vorlesungen und Seminare:

Dr. Caspar Battegay (Basel): Mama Don't Kvetch. Jüdische Mütter und ihre Kinder in der Popkultur

Prof. Dr. Alfred Bodenheimer (Basel): Verschworene Schwestern – verfeindete Brüder. Familienkonstellationen der Hebräischen Bibel und ihre Exegese im Judentum

Prof. Dr. Jonathan A. Boyarin (Ithaca): Jewish Families: Some Pasts, Some Possible Futures

Dr. des. Madeleine Dreyfus (Zürich): Mischehen als Herausforderung jüdischer Gegenwart. Reaktionen, Vorurteile und Diskurse

Prof. Dr. Armin Eidherr & **Prof. Dr. Susanne Plietzsch** (Salzburg): Rabbinische Familiengeschichten in der jiddischen Literatur

Julie Grimmeisen M.A. (München): Das Bild der Mutter in der israelischen Gesellschaft

PD Dr. Martha Keil (St. Pölten): Backen, Segnen, Fragen: Männer, Frauen und Kinder in Familienritualen im mittelalterlichen Aschkenas

Dr. Philipp Lenhard (München): Jüdische Familienunternehmen im Gaunermilieu des 18. Jahrhunderts

Dr. Tamar Lewinsky (Basel): „Bist nokh a kosher yidish kind?\": Jüdische Prostitution, Frauenhandel und Sittlichkeit

Prof. Dr. Albert Lichtblau (Salzburg): Jüdisches Familiengedächtnis?

Dr. Martina Niedhammer (München): Von ehrbaren Töchtern und strebsamen Söhnen. Familie und Generation im Prager jüdischen Bürgertum des 19. Jahrhunderts

PD Dr. Erik Petry (Basel): Kibbuzim als jüdische Gegenfamilie

Elissa Sampson (North Carolina): Becoming a German Jewish Family in the 19th Century U.S.

Prof. Dr. Emile Schrijver (Amsterdam): Die europäische jüdische Familie in illustrierten hebräischen Handschriften des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

Prof. Dr. Frank Stern (Wien): Fe/Male Trouble im Spielfilm: Die ganz gewöhnlichen Katastrophen in jüdischen Familien

Prof. Dr. Alan Steinweis (München/Vermont): Antisemitische Bilder der jüdischen Familie

Prof. Dr. Irene Zwiép (Amsterdam): On the meaning of having Jewish family. Jewish genealogy in a secular age

Tägliche Workshops:

Deborah Ferjencik und Sabina Bossert (Basel): Basiswissen Judaica – Family Edition

Christian Herbst und Prof. Dr. Thomas Albrich (Innsbruck): Jüdische Genealogie

Dr. Shifra Kuperman (Basel): Donnerstagabend bei Y.L. Peretz (Ein literarischer Salon im Hause des Vaters der jüdischen Literatur)

Dr. Michael Studemund-Halévy (Hamburg): Jüdische Grabsprache und -kultur Paraschat haSchawua

Rabbiner Michel Bollag (Zürich)
Anmeldemodalitäten und weitere Informationen auf der Lehrstuhl-Homepage
Die Sommeruni findet in Kooperation unseres Lehrstuhls mit dem Jüdischen

Museum in Hohenems sowie den Universitäten Basel, Salzburg, Wien und Zürich und unterstützt vom Freundeskreis des Lehrstuhls statt.

Rückblick

Am 28. November hielt **Dana Smith** vom Queen Mary College an der University of London einen Vortrag zu „Der Jüdische Kulturbund in Bayern (1934–1938)“.

In Kooperation mit der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern fand am 15. Januar ein Vortrag von **Brigitte van Kann** zum Thema „Zwischen Scholem Alejchem und Stalin. Tragödie mit Gesang und Tanz – Solomon Michoels und die Geschichte des Staatlichen Jüdischen Theaters (GOSET) in Moskau 1919–1949“ statt.

NEUES VOM FREUNDESKREIS DES LEHRSTUHLIS

Am Montag, dem 27. Januar 2014, dem Internationalen Holocaust-Gedenktage, fand im Mediensaal des Jüdischen Gemeindezentrums die jährliche Mitgliederversammlung statt. Zusammen mit dem Vorsitzenden Prof. Klaus Schultz wurde sie von Ron Jakobowicz, der designierten Schatzmeisterin Evita Wiecki und Dr. Ernst-Peter Wieckenberg geleitet. Im Zentrum der Tagesordnung standen zunächst der Rückblick des Vorsitzenden auf das Jahr 2013 und die Berichte von Frau Wiecki und der Rechnungsprüfer. Der Vorstand wurde entlastet und die neue Schatzmeisterin Evita Wiecki gewählt, ebenso erfolgte die Wiederwahl der Rechnungsprüfer, wobei Hans-Dieter Schell darauf aufmerksam machte, diese Aufgabe ab 2015 in andere Hände legen zu wollen. Frau Wiecki informierte sodann über den Finanzbedarf des Freundeskreises für 2014, wobei sie – wie auch der Vorstand – unterstrich, dass durch neue Mitglieder sowie durch Spenden die Mittel wieder gestärkt werden müssen, damit der Freundeskreis auch weiterhin seine Ziele verfolgen und realisieren kann. Zusammen mit Frau Wieckis Kollegen Philipp Lenhard wird in diesem Jahr deshalb ein neuer Folder gestaltet werden, mit dem die Ideen und Aufgaben des Freundeskreises auf neuem Weg erfrischt vermittelt werden sollen.

Es folgte ein Beitrag von Professor Alan Steinweis, der Michael Brenner während dessen Tätigkeit an der American University in Washington vertritt und vor den Mitgliedern des Freundeskreises einen Rückblick auf die Aktivitäten des Lehrstuhls im vergangenen Kalenderjahr lenkte. Eva Haverkamp und Alan Steinweis fassten abschließend die für 2014 geplanten Projekte und Themen zusammen.

Für die nächste Mitgliederversammlung ist wieder ein Termin Ende Januar, gegen Ende des Semesters, vorgesehen, der rechtzeitig bekannt gegeben werden wird.

Im Folgenden wurden Stipendien und Preise an Studierende des Lehrstuhls überreicht.

Ulpan-Stipendien 2014

Es wurden:

Franziska Walter, das von Dr. Eli, Samy und Maximilian Teicher gestiftete Leon und Lola Teicher-Stipendium für das Jahr 2014 in Höhe von 1200 Euro zuerkannt.

Sören Heitkamp das von Herrn Dr. Wolfgang Beck gestiftete Günther-Anders-Stipendium für das Jahr 2014 in Höhe von 1200 Euro zuerkannt.

Elisa Gött das vom Freundeskreis des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur gestiftete Gerald D. Feldman-Stipendium für das Jahr 2014 in Höhe von 1200 Euro zuerkannt.

Hannes Pichler das von Herrn Ron Jakubowicz gestiftete Max und Fila Gonsenheimer-Stipendium zum Studium in Israel für das Jahr 2014 in Höhe von 1500 Euro zuerkannt.

Beste Basiskurs-Arbeiten im Sommer-/Wintersmester 2012/13

Emanuel Steinbacher „Wirtschaftliche Realitäten aus jüdischen Rechtsentscheiden vor dem Ersten Kreuzzug“ im Basiskurs „Juden als Händler und Finanziere im mediterranen und europäischen Mittelalter“ bei Frau Prof. Eva Haverkamp.

Alexander Köhler „Die Einwanderung nach Israel in den ersten Jahren nach der Staatsgründung 1948 und ihre Auswirkungen auf die israelische Gesellschaft“ im Basiskurs „Orientalische Juden in Israel“ bei Oliver Glatz.

Beste Basiskurs-Arbeiten im Sommersemester 2013:

Stefan Frankl „Sterben, Tod, Begräbnis und Trauer – Mittelalterliche christliche und jüdische Rituale im Vergleich“ im Basiskurs 'Juden in den mittelalterlichen Städten an Rhein und Donau' bei Frau Prof. Eva Haverkamp.

David Pinkus „Die Jewish Agency und das Status-Quo-Abkommen“ im Basiskurs „Staat und Religion in Israel“ bei Oliver Glatz.

Sebastian Gassmann „Die Anfänge und Ziele des Central-Vereins deutscher

Staatsbürger jüdischen Glaubens“ im Basiskurs „Zwischen Emanzipation und Antisemitismus. Jüdische Geschichte im langen 19. Jahrhundert“ bei Dr. Andrea Sinn.

Im zweiten Teil der Mitgliederversammlung hielt der bekannte Verleger und Publizist Prof. Dr. h. c. mult. Klaus G. Saur einen sehr interessanten Vortrag zum Thema „Exilierte jüdische Autoren und Verleger aus Deutschland und Österreich 1933–1945“, in dem er die persönlichen, künstlerischen und wirtschaftlichen Verflechtungen der Buchverleger und die den Exilierten auferlegten Lebensformen an vielen Beispielen eindrucksvoll darstellte.

K. S.

Die Autoren

Ute Deichmann

ist Direktorin des Jacques Loeb Centre for the History and Philosophy of the Life Sciences an der Ben-Gurion-Universität (Negev). Sie arbeitet zur Geschichte der Biologie und Chemie, häufig an der Schnittstelle zur jüdischen Geschichte. Eines ihrer letzten, viel beachteten Bücher (mit Ulrich Charpa) war *Jews and Sciences in German Contexts. Case Studies from the 19th and 20th Centuries*, (Mohr-Siebeck, 1997).

Yulia Egorova

ist Senior Lecturer am Department of Anthropology (University of Durham, UK). Ihr Arbeitsgebiet sind ethnographische Studien zu den Spannungsfeldern Religion und Wissenschaft sowie Wissenschaft und Gesellschaft. Ihr letztes Buch (gemeinsam mit Shahid Perwez) ist *The Jews of Andhra Pradesh: Contesting Caste and Religion in South India* (Oxford University Press, 2013).

Dieter Langewiesche

war von 1985 bis 2008 Professor für neuere Geschichte an der Universität Tübingen, davor an der Universität Hamburg; 1997 bis 2001 als Mitglied des Rektorats am Aufbau der Universität Erfurt beteiligt. Veröffentlichungen zur europäischen und deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Neueste Bücher: *Zeitwende. Geschichtsdenken heute*, Göttingen 2. Aufl. 2008; *Reich, Nation, Föderation*, München 2008; *La época del estado-nación en Europa*, València 2012; *Die Monarchie im Jahrhundert Europas. Selbstbehauptung durch Wandel im 19. Jahrhundert*, 2013.

Kärin Nickelsen

ist Professorin für Wissenschaftsgeschichte an der LMU München. Sie forscht zu Themen aus der Geschichte und Philosophie der Biowissenschaften. Derzeit ist eine Monographie zur Analyse der experimentellen Photosyntheseforschung im Druck: *The Discovery of Photosynthesis. Modelling Biochemical Pathways 1840 to 1960* (Springer, 2014).

Derek J. Penslar

ist Samuel Zacks Professor of Jewish History an der University of Toronto, Stanley Lewis Professor of Israel Studies an der University of Oxford, sowie Fellow am dortigen St. Anne's College. Er hat bahnbrechende Forschungen und zahlreiche Bücher zur Politik- und Wirtschaftsgeschichte von Israel und Palästina im 20. Jahrhundert vorgelegt – auch zum Verhältnis von Zionismus und Technokratie. Sein letztes Buch ist *Jews and the Military. A History* (Princeton University Press, 2013).

Sarah Oren

ist Kuratorin des Botanischen Gartens und Tourguide in Neot Kedumim neben Modi'in. Sie untersuchte in ihrer Dissertation den Beitrag botanischer Forschungen zu Nation-Building-Prozessen in Eretz Israel am Beispiel der jüdisch-orthodoxen Familie Reuveni.

Anthony Travis

ist Senior Research Fellow am Leo Baeck Institute in London sowie Direktor des Edelstein Center for the History and Philosophy of Science, Technology and Medicine (Jerusalem). Sein Forschungsgebiet ist die Geschichte der Chemie sowie der chemischen Industrie. Das bisher letzte seiner vielen Bücher ist: *On Chariots with Horses of Iron and Fire: The Excursionists and the Narrow Gauge Railroad from Jaffa to Jerusalem* (Hebrew University Magnes Press, 2008).

Dana von Suffrin

ist seit 2013 Doktorandin am Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte der LMU München (ko-affiliert am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur, LMU). Ihre Dissertation schreibt sie zur Rolle angewandter Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik und ihrer Nachbardisziplinen, in der Kolonisation Eretz Israels.

ULRICH HERBERT
**GESCHICHTE
DEUTSCHLANDS IM
20. JAHRHUNDERT**
C.H.BECK



1472 Seiten. Leinen € 39,95
ISBN 978-3-406-66051-1

Deutschland im 20. Jahrhundert – das sind zwei Weltkriege, eine gescheiterte Demokratie, Hitler-Diktatur und Holocaust, ein 40 Jahre lang geteiltes Land. Aber es ist auch Sozialstaat, Wohlstand, Liberalisierung und Globalisierung, eine erfolgreiche Demokratie und die längste Friedensperiode der europäischen Geschichte. Ulrich Herberts Werk ist die brillante Vermessung eines ungeheuren Jahrhunderts.

MARTA KIJOWSKA

**DAS LEBEN DES
JAN KARSKI**

KURIER DER ERINNERUNG



C.H.BECK

382 Seiten mit 39 Abbildungen.
Gebunden € 24,95
ISBN 978-3-406-66073-3

Jan Karski war eines der aktivsten Mitglieder der polnischen Untergrundbewegung und einer ihrer wichtigsten Kurierere zur Zeit der deutschen Okkupation. Seit 2011 sein „Bericht an die Welt“ erstmals auf deutsch erschienen, ist er auch hierzulande dem Vergessen entrisen worden. Jetzt legt Marta Kijowska die erste deutschsprachige Biografie vor, die sein ganzes Leben erzählt, auch die frühen Jahre und die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

C.H.BECK www.chbeck.de

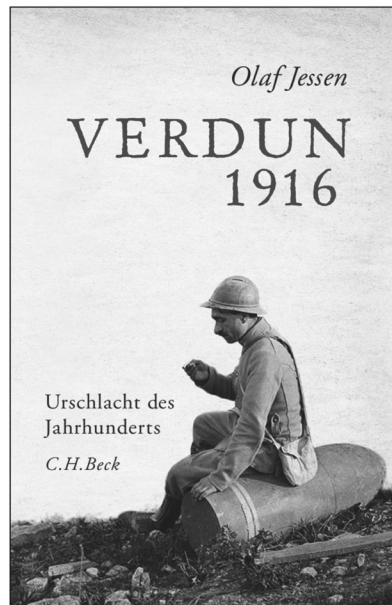
C.H.BECK
Jörn Leonhard
DIE BÜCHSE
DER PANDORA
Geschichte des
Ersten Weltkriegs



1157 Seiten mit 62 Abbildungen,
14 Karten, 5 Tabellen und 4 Schau-
bildern. Leinen € 38,00
ISBN 978-3-406-66191-4

Diese Gesamtgeschichte des
Ersten Weltkriegs ist konkur-
renzlos. Noch nie wurde die
Urkatastrophe des 20. Jahr-
hunderts so vielschichtig er-
zählt: europäisch vergleichend,
global in der Perspektive,
souverän in der Darstellung.

„Jörn Leonhard gelingt eine
Maßstäbe setzende Gesamt-
schau des Krieges als ‚Welt-
krieg‘. So facettenreich ist die
globale Dimension der Katas-
trophe noch nicht beleuchtet
worden.“ *Zeit Geschichte*



496 Seiten mit 66 Abbildungen
und 8 Karten. Gebunden € 24,95
ISBN 978-3-406-65826-6

„So furchtbar kann nicht ein-
mal die Hölle sein“, entsetzte
sich ein Augenzeuge. Nie
wieder starben mehr Solda-
ten auf so engem Raum wie
in Verdun 1916. Olaf Jessen
zeichnet auf der Grundlage
vergessener Dokumente ein
neues Bild der Schlüss-
elschlacht des Ersten Weltkrie-
ges. Glänzend erzählt und
unter die Haut gehend: für
alle, die den Großen Krieg
aus Sicht der Frontsoldaten
und Heerführer beider Seiten
neu kennenlernen wollen.

C.H.BECK www.chbeck.de

MÜNCHNER BEITRÄGE
ZUR JÜDISCHEN
GESCHICHTE UND
KULTUR

DIE THEMEN DER
BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

DIE THEMEN DER BISHER ERSCHIENENEN HEFTE

1/2007

Yfaat Weiss über Lea Goldberg – Themenschwerpunkt Juden im Nachkriegsdeutschland

2/2007

Zur Historischen Gestalt Gershom Scholems – mit Beiträgen von Jürgen Habermas, David A. Rees, Itta Shedletzky, Lina Barouch, Mirjam Triendl-Zadoff, Noam Zadoff und Giulio Busi

1/2008

Münchener Porträts: Drei Jüdische Biographien – Christian Ude zu Kurt Eisner, Hans-Jochen Vogel zu Lion Feuchtwanger, Rachel Salamander zu Gerty Spies

2/2008

Judentum und Islam – mit Beiträgen von John M. Efron, Richard I. Cohen und Carlos Fraenkel

1/2009

Deutschland in Israel – Israel in Deutschland – mit Beiträgen von Dan Laor, Anja Siegemund, Christian Kraft, Andrea Livnat, Gisela Dachs, Chaim Be'er und Julie Grimmeisen

2/2009

Das portative Vaterland – mit Beiträgen von Hans Magnus Enzensberger, Rahel E. Feilchenfeldt, Andreas B. Kilcher, Michael Krüger, Thomas Meyer, David B. Ruderman, Ittai J. Tamari, Ernst-Peter Wieckenberg und Reinhard Wittmann

DIE THEMEN DER
BISHER ERSCHIENENEN HEFTE – Fortsetzung

1/2010

Eine deutsch-jüdische Nachkriegsgeographie – mit Beiträgen von Tobias Freimüller, Katharina Friedla, Anne Gemeinhardt, Monika Halbinger, Tamar Lewinsky, Hendrik Niether, Andrea Sinn und Maximilian Strnad

2/2010

Von der Kristallnacht zum Novemberpogrom: Der Wandel des Gedenkens an den 9. November 1938 – mit Beiträgen von Norbert Frei, Anne Giebel, Constantin Goschler, Monika Halbinger, Harald Schmid und Alan E. Steinweis

1/2011

Eigenbilder, Fremdbilder – Forschungen zum antiken und mittelalterlichen Judentum – mit Beiträgen von Ismar Schorsch, Ora Limor und Israel J. Yuval, Kenneth Stow, Astrid Riedler-Pohlens und Wiebke Rasumny

2/2011

Das neue Sefarad – das moderne Spanien und sein jüdisches Erbe – mit Beiträgen von David Nirenberg, Michael Stueckmund-Halévy, Michal Friedman, Stefanie Schüler-Springorum, Anna Menny, Carlos Collado Seidel und Alejandro Baer

1/2012

Jüdische Stimmen im Diskurs der sechziger Jahre – Elmauer Gespräche mit Awi Blumenfeld, Michael Brenner, Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Norbert Frei, Jürgen Habermas und Rachel Salamander

2/2012

KUNSTSTADT MÜNCHEN? UNTERBROCHENE LEBENS-
WEGE mit Beiträgen von Willibald Sauerländer, Sandra Steinleitner, Olena Balun, Anna Messner, Winfried Nerdinger, Eva-Maria Troelenberg, Annette Hagedorn, Heidi Thiede und Lisa Christina Kolb

DIE THEMEN DER
BISHER ERSCHIENENEN HEFTE – Fortsetzung

1/2013

Israel and Europe – Contributions by Colin Shindler, Azriel Bermant, Samuel Ghiles-Meilhac, Rory Miller, Oren Osterer, Jakub Tyszkiewicz and Noam Zadoff

2/2013

Briefe im Exil - Jüdische Emigranten in den USA - Guy Stern, Thomas Meyer, Mirjam Zadoff, Michael A. Meyer, Friedrich Wilhelm Graf, Marie-Luise Knott, Martina Steer und Hiltrud Höntzschel kommentieren Briefe von Leo Strauss, Arthur Rosenberg, Fritz Bamberger, Ernst Cassirer, Hannah Arendt, Friedrich Torberg, Selma Stern